



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Jesuiten**

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der  
Stiftung des Ordens bis jetzt

**Griesinger, Carl Theodor**

**Stuttgart, 1866**

Erstes Buch. Der Anfang der Jesuiten oder der heilige Ignaz von Loyola.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-11947**

Erstes Buch.  
Der Anfang der Jesuiten  
oder  
Der heilige Ignaz von Loyola.

---

Motto: Der Teufel saß in der Höl' und krümmt' sich vor  
Schmerz,

Weil der Mönch Luther sich gefasset das Herz,  
Einzugreifen in der Welten Ring,

Und zu stürzen die alte Ordnung der Ding.

„Ist's nicht genug“, so heult er, daß es weithin schallt,

„Daß der Arge sich wagt an die geistlich' Gewalt?

„Muß er auch noch mein eigen Reich und Dominium

„Sich erkühnen zu stürzen um und um?

„Bei meiner Großmutter, er ist im Stand und er-  
obert die Höl',

„Wenn ich ihm nicht eine größere Macht entgegenstell'!

„Doch wer hilft mir in dieser schweren Noth,

„Wo die Welt aus den Fugen zu gehen droht?“

So heult' der Satan und schlug sich vor's Hirn,

Daß blutgefärbt war bald die schwarze Stirn.

Da trat die Schlang' zu ihm, das alt' giftig' Thier,

Welcher von Bosheit, Trug und List der Bauch berstet  
schier,

Und flüstert' ihm leis ein paar Wort' in's Ohr,

Der Teufel in seinem Innern nicht eins davon verlor.

Auffprang er und erleichtert schwoll ihm die Brust,

Und sein Auge leuchtet' vor Wonn' und Lust.

Neun Monat drauf ein Weib einen Jungen gebar,

Des Name Don Innigo von Loyola war.

Aus der alten Reimchronik des Pater Cyprian.

Erste Buch

# Der Zustand der Schulen

oder

## Der pädagogische Zustand von Preußen

Verfasser: Herr Dr. J. G. Herbart, aus demselben, für das

Verlag

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das

Verlag des Verfassers, in demselben, für das



## Erstes Kapitel.

### Ignaz von Loyola wird ein Heiliger.

Es ist eine Thatsache, auf welche nach der Ansicht aller Aufgeklärten die Deutschen Ursache haben, nicht wenig stolz zu sein, daß fast sämtliche Mönchsorden von Solchen, die zur romanisch redenden Race gehören, also von Franzosen, Italienern und Spaniern gegründet wurden, ohne daß die Deutschen nur den geringsten Antheil daran gehabt hätten. So verdankte der ehemals so außerordentlich verbreitete Orden der Benediktiner seinen Ursprung dem heiligen Benedikt von Nursia in Umbrien, einer Provinz Italiens, und alle aus diesem Orden hervorgegangenen Bruderschaften sind sämmtlich von Welschen gegründet worden. So die Camaldulenser, deren Stifter der heilige Romuald aus dem Geschlechte der Herzoge von Ravenna war, während sie ihren Namen von der Abtei Camaldoli bei Arezzo in den Appeninen haben. So die Grauen Mönche von Vallombrosa, gestiftet von Johannes Gualbert, Abt von Vallombrosa bei Fiesole im Florentinischen; ferner die Karthäuser, so genannt von der Einöde La Chartreuse unweit von Grenoble, wo der heilige Bruno anno 1086 die ersten Klauen für seine Gesinnungsgenossen baute; weiter die Cölestiner, in's Leben gerufen von dem Einsiedler Peter de Murrhone, der anno 1294 unter dem Namen Cölestins V. den päpstlichen Thron bestieg; dann die Cisterzienser, in's Leben gerufen von Robert, Abt von Citeaux oder Cistercium; endlich die Grandimontaner, die Sylvestriner und wie sie alle heißen.

In gleicher Weise verhält es sich mit den Augustinern, so

wie überhaupt mit allen jenen Kongregationen, welche nach der Regel des heiligen Augustinus ihre Klöster einrichteten, als da sind: die Prämonstratenser\*), die Serviten, die Hieronymiten, die Jesuaden und die Karmeliter; daß aber die Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner nebst den Minimern, Minoriten und dem sämmtlichen Bettelordenapparat ebenfalls ein welsches Gewächs sind, dürfte ohnehin dem Leser längst bekannt sein. Mit einem Worte also, die Thatsache steht fest, daß die Kloster- und Ordensinstitute ihre ursprüngliche Heimath durchaus nur in Italien, Frankreich und Spanien zu suchen haben und der Grund hievon dürfte wohl nicht allzuschwer aufzufinden sein. Der Geist der Deutschen ist nämlich keineswegs sehr schwärmerischer Natur und läßt sich deshalb, besonders auch in Beziehung auf die Religion, nicht allzuviel von der Phantasie beherrschen. Mit andern Worten, der Germane hat eine allzu kaltblütige, berechnende und überlegende Natur, als daß er sich so leicht gedankenlos entusiasmiren ließe, und neigt sich viel eher dem Grübeln und Forschen hin, weßwegen auch, wie uns von Rom aus in so bitterem Tone vorgeworfen wird, die Hauptkegerei nirgends anders woher als von Deutschland ausgegangen ist.

Doch wenn man nun alle diese vielen Orden des Nähern betrachtet oder auch nur oberflächlich ihre Namen liest, muß da nicht fast nothwendiger Weise die Frage entstehen, welcher von denselben etwa der beste, der vorzüglichste und angesehenste gewesen sei? Diese Frage ist auch in früheren Zeiten vielfach erörtert worden, besonders unter den Ordensleuten selbst, und es gab deßhalb bekanntlich

---

\*) Es ist mir sehr wohl bekannt, daß dieser Orden von einem gebornen Deutschen, dem Chorberrn Norbert aus Xanthen im Cleveschen, der nachher wegen seines kirchlichen Eifers zum Erzbischof von Magdeburg und noch später sogar unter die Heiligen versetzt wurde, gestiftet worden ist; allein zum ersten sind die Prämonstratenser nur eine neue Auflage der „*Canonici regulares Sancti Augustini*“, welche bekanntlich im Welschland das Licht der Welt erblickten; zum zweiten lebte Norbert so lange in Frankreich, daß er nicht mehr deutsch, sondern rein französisch dachte und handelte; zum dritten endlich geschah die Stiftung in Frankreich, nämlich im Sprengel des Bisthums Laon, im Walde von Couch, auf einer vom Himmel selbst gezeigten Wiese (*Pré montré*, daher der Name Prämonstratenser) und die Einwanderung der Ordensbrüder nach Deutschland erfolgte erst verschiedene Jahre später. Der Verfasser.

eine Masse von Streit, Eifersucht, Zwietracht und gegenseitiger Herabsetzung. Ja sogar förmliche Kriege entstanden zwischen einzelnen Orden, und ich brauche nur die Namen der „Thomisten und Scotisten“ (Dominikaner und Franziskaner, erstere Anhänger des Thomas von Aquino, letztere des Duns Scotus) zu nennen, um jede weitere Auseinandersetzung überflüssig zu machen. Lagen aber die Ordensmitglieder sich selber in den Haaren, wie viel weniger wird sich das Publikum, die Laienwelt, über ihren mehr oder minder hohen Werth, ihre mehr oder minder große Trefflichkeit haben einigen können, besonders da auch noch die nationale Eifersucht der Franzosen, Italiener und Spanier unter einander dazu kam? Da traten aber mit dem sechzehnten Jahrhundert zwei Ereignisse ein, welche dem Streit auf einmal ein Ende machten, nämlich einmal die Reformation und zum andern die Entstehung des Jesuitenordens. Vor den aufklärenden Blicken nämlich, welche die Reformatoren schleuderten, konnte das bisherige Mönchthum nicht mehr bestehen, sondern es sank vielmehr wie ein morscher Bau in sich selbst zusammen und alle seine früheren Verehrer verwandelten sich auf einmal in Spötter und Verächter, wenn nicht gar in Hasser und Verfolger. Umgekehrt dagegen ward durch eben diese Reformation, daß ist durch die Einsicht, die man bekam, daß die katholische Welt und das Papstthum ihre furchtbaren Schläge mit den bisherigen Mitteln unmöglich mehr abwehren könne, ein neuer Orden, ich meine den Jesuitenorden, in's Dasein gerufen, welcher alsbald nicht bloß alle früheren mönchischen Verbrüderungen total in Schatten stellte, sondern der auch in einem einzigen Jahrhundert für sich allein mehr leistete, als sie alle zusammen während der langen Zeit ihres Bestehens gethan haben. Alle Welt staunte den neuen Orden an und alle Welt, also Freund wie Feind, wurde darüber einig, daß die Jesuiten in Beziehung auf Macht, Einfluß, Ausbreitung, Reichthum und Herrschaft selbst das Unmögliche möglich gemacht hätten. Alle Welt wurde aber auch darüber einig, daß es nie, so lange die Erde mit Menschen bewohnt ist, eine Gesellschaft gab, welcher man mehr Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit aufbürdete, als eben den Jesuiten; ja daß man ihnen Verbrechen und Schandthaten in die Schuhe schob, welche, wenn auch nur der zehnte Theil davon sich als wahr erwies, sie des Bestandes

unter Menschen ganz unwürdig machten. Kurz, Jedermann bewunderte den außerordentlichen Verstand, die außerordentliche Thätigkeit und den außerordentlichen Organismus des Jesuitenordens; aber nur zu Viele gab es auch, die förmlich, wie vor dem Gottseibeins zusammenschauderten, wenn man nur seinen Namen nannte, während umgekehrt Andere in Lobeserhebungen über ihn ausbrachen, die in der That mehr als überschwenglich genannt werden müssen.

So wurde im vorigen Jahrhundert über den Jesuitenorden geurtheilt und ganz dasselbe entgegengesetzte Urtheil kann man auch heut zu Tage, da jener Orden in all seiner früheren Glorie wieder auferstanden ist, hören. Muß es nun aber unter solchen Umständen nicht vom höchsten Interesse für Jeden sein, etwas Näheres über diese Gesellschaft zu hören? Ist es nicht sogar Pflicht des Geschichtschreibers, das Volk mit der Wahrheit dessen, was an jenem Hase, so wie an jener Bewunderung ist, bekannt zu machen und in all die Heimlichkeiten einzudringen, mit welchen sich die Jesuiten von jeher zu umgeben wußten? Ich glaube hierauf unbedingt mit Ja antworten zu müssen, und so will ich denn damit beginnen, daß ich dem Leser den Stifter des Ordens vorführe.

Auch sein Vaterland ist, wie bei allen andern Ordensstiftern, Belschland, und zwar hat Spanien, das allerkatholischste sämtlicher katholischen Länder, das Glück, ihn zur Welt gebracht zu haben. In der baskischen Provinz Guipuzcoa nämlich, zwischen den zwei kleinen Städten Azcoitia und Azpeitia erhob sich in früheren Zeiten ein stolzes Ritterschloß, das von der hochadeligen Familie, welcher es seit dem dreizehnten Jahrhundert angehörte, den Namen Loyola führte, und auf diesem Schlosse, dem Stammsitz seiner Ahnen, residirte am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts der Ritter Bertram, des Perez Sohn, Herr von Loyola und Dgne oder wie man es auch schreibt: Dnate. Zur Gemahlin hatte er die Donna Mariana Saez de Licona und Balda, so geheißten, weil ihr Vater, der Ritter Martin Garcia de Licona und ihre Mutter eine Marquise de Balda war; allein trotz dieses sehr erhabenen klingenden Titels scheint ihre Mitgift keine allzugroße gewesen zu sein, und somit befand sich Ritter Bertram, der von Haus aus außer den genannten beiden Schlössern Loyola und Dgne nebst den sie umgebenden Gütern ebenfalls nichts besaß,

in keineswegs sehr glänzenden Vermögensverhältnissen. Um so fruchtbarer war es um den Acker der Liebe bestellt, denn das zärtliche Ehepaar bekam nach und nach elf Kinder\*), sieben Söhne und vier Töchter, und der jüngste der Söhne, welcher anno 1491, also acht Jahre nach der Geburt Luthers, zur Welt kam, erhielt in der Taufe — diese wurde in der Kirche des heiligen Sebastian de Soresa in Städtchen Azpeitia vorgenommen — den Namen Don Innigo (oder Ignatius) Lopez de Aicalde. Diesem Don Innigo aber war es bestimmt, der Stifter des berühmtesten und zugleich berühmtesten Ordens, den es je gegeben hat, zu werden.

Don Innigo zeigte schon als Knabe ausgezeichnete Anlagen; allein sie wurden leider nicht weiter ausgebildet, denn man hielt es nicht für nöthig, ihm in den Wissenschaften mehr beizubringen, als die Kenntniß des Lesens und Schreibens seiner Muttersprache. Um so mehr verwandte ein in Arevalo in Altcastilien ansässiger Oheim, bei dem er den größten Theil seiner Knabenjahre verlebte, darauf, ihn im Fechten und Reiten, so wie im Tanzen und Mandolinspielen unterrichten zu lassen, und hierin brachte es der junge Innigo in der That sehr weit. Mit vierzehn Jahren schaffte ihm Don Antonio Mariquez, Herzog von Najera und Grand von Spanien, ein weitläufiger Verwandter der Familie Loyola, eine Stelle als Page an dem Hofe Ferdinands und Isabellens und hier, in dieser eben so glänzenden als wollüstigen Luft erhielt er seine letzte Cavaliersausbildung, das heißt er lernte den Damen Liebeserklärungen machen — wohlverstanden aber in Verse gedrechselte

\*) Einige Biographen nehmen an, es seien vierzehn Kinder, neun Söhne und fünf Töchter, gewesen; aber aufbewahrt wurden uns nur die Namen von elfen, und diese waren folgende: 1) Don Joannes, der im neapolitanischen Kriege sein Leben ließ; 2) Don Martinus, der nach Joannes' Tod Loyola erbte; 3) Don Bertram, der ebenfalls jung auf dem Felde der Ehre starb; 4) Don Dchoa, der schon in seiner Jugend dahingerafft wurde; 5) Don Hernandus, der in Indien seinen Tod fand; 6) Don Petrus, der in den geistlichen Stand trat und an der Hauptkirche von Azpeitia, das ist in der des heiligen Sebastian, fungirte; 7) Don Innigo, dessen Leben ich jetzt beschreiben werde; 8) Donna Magdalena, vermählt mit Don Joannes Lopez de Gallay Itaque; 9) Donna Mariana, vermählt mit Don Stephano de Arqueza; 10) Donna Katharina, vermählt mit Don Joannes Martinez de Lasuo; 11) Donna Maria, welche ledigen Standes verstarb.



und zur Mandoline gefungene Liebeserklärungen — und wenn ein Ehemann, Bruder oder Bräutigam eifersüchtig wurde, so war er gleich bereit, seine nächtlichen Serenaden mit dem Schwert in der Hand zu vertheidigen. Kurz er trieb's, wie es Andere seines Alters und Standes auch trieben und galt für einen zwar sehr eiteln, hochmüthigen, heftigen und sogar excentrischen, aber auch zugleich für einen sehr artigen, wortgetreuen, muthigen und aufopferungsfähigen Kameraden. Dazuhin war er von Person sehr wohlgebildet — er hatte eine breite, offene Stirne, feurige Augen, eine schöne, römische, etwas gebogene Nase, eine frische Gesichtsfarbe und einen ebenmäßigen, kräftigen, obwohl nicht über mittlere Größe hinausgehenden Wuchs — und was Wunder also, wenn er bei dem weiblichen Geschlechte viel Glück machte, ohne deswegen bei den Männern unbeliebt zu sein?

Nachdem er nun übrigens verschiedene Jahre mit solchen Tändeleien zugebracht und sich den Ruf eines äußerst feinen Caballeros verschafft hatte, kam er doch endlich zu der Einsicht, daß ein solches Leben ein planloses sei, und vom heftigsten Ehrgeiz erfaßt, beschloß er sofort Kriegsdienste zu nehmen, um sich die Stirne mit Lorbeerkränzen umwinden zu lassen. Auch diesmal wieder nahm sich der Herzog von Najera seiner an und er rückte deshalb bald zum Offizier vor. Dieser Auszeichnung aber wußte er sich in jeglicher Beziehung würdig zu machen, denn er gab nicht bloß immer, so bald es zum Kampfe kam, die glorreichsten Beweise eines muthigen Herzens und einer streitbaren Hand, sondern er suchte sich auch in seinen Mußestunden theoretisch in der Kriegskunst auszubilden und deren Regeln systematisch zu studiren. Doch darf ich dabei auch nicht verhehlen, daß er nach ächter Ritterart in den Winterquartieren der Galanterie ganze Tage widmete und sich in den Armen der Liebe für die Beschwerlichkeiten der Sommerfeldzüge schadlos zu halten suchte. So verlebte er abermals verschiedene Jahre und da er es schon ziemlich bald zum Kapitän brachte, so durfte er kühnlich hoffen, daß seine anerkannte Bravour ihm mit der Zeit den Rang eines Generals verschaffen müsse, um so mehr, als es damals viel Kampf und Streit gab, da der Nachfolger Ferdinands und Isabellens, Karl V., zugleich Kaiser von Deutschland, mit Franz I. von Frankreich um die Oberherrschaft von Europa rang; allein nun

sollte ein plötzliches Ungefähr allen diesen glänzenden Aussichten mit einem Male ein Ende machen.

Im Jahr 1521 belagerten die Franzosen, angeführt von Andreas von Foix, Herrn von Esparre, die Stadt Pampeluna und am 20. Mai kam es, nachdem Bresche geschossen war, zum Sturme. Die Bertheidigung der Citatelle war aber einem Manne — nämlich gerade dem Don Innigo von Loyola — anvertraut, der entschlossen war, sich eher unter den Ruinen zu begraben, als seinen Heldenruhm durch eine feige Uebergabe zu beslecken, und so konnten die Franzosen keinen Fuß breit Boden gewinnen, ohne ihn mit einem Strom von Blut zu bezahlen. Da ward der tapfere Loyola mitten im hitzigsten Gefecht durch ein losgerissenes Mauerstück am linken Fuße verwundet, während im selben Momente eine Kanonenkugel sein rechtes Bein zerschmetterte, und nun hatte auf einmal aller Widerstand ein Ende, denn die Spanier verloren, als sie ihren Anführer fallen sahen, den Muth und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Der französische Befehlshaber erwies sich sehr artig und ließ den verwundeten Don Innigo durch seine eigenen Wundärzte verpflegen. Ja nicht genug an dem, er entließ ihn sogar nach vierzehn Tagen ohne Lösegeld aus der Kriegsgefangenschaft und gestattete ihm, sich zur Vollendung seiner Kur nach dem väterlichen Stammschloß transportiren zu lassen. Letzteres geschah sofort, allein so sorgfältig man auch zu Werke ging — man trug den Verwundeten in einer Sänfte — so hatte diese Reise doch einen fast mehr als schlimmen Erfolg. Wie es scheint nämlich, verschob sich der Verband, und die schnellstens herbeigerufenen Aerzte erklärten, daß man den Knochen von Neuem brechen, respektive die große, bereits halb verharschte Wunde von Neuem aufreißen müsse, wenn Loyola richtig geheilt werden wolle. Es war dieß eine gräßlich schmerzhaft Operation, indem eine Menge von Knochensplintern herausgenommen werden mußten; allein der muthvolle Loyola gab deswegen doch sogleich seine Einwilligung dazu und hielt dieselbe auch wie ein Held aus. Nicht ein einziger Schrei entfuhr ihm, während die Doktoren ihn aufs gräßlichste marterten, und als seine Schwestern vor Mitleid in Thränen ausbrachen, zwang er sich sogar zu einem freundlichen Lächeln. Der Blutverlust und das Wundfieber brachten ihn aber doch so weit herunter, daß man für gut fand, ihn mit den Sterb-

sakramenten zu versehen, und zuletzt erklärten ihn selbst die Aerzte für unrettbar verloren. Trotzdem kam es nicht so weit, sondern seine gute Natur siegte über die Schwäche und er fing an zu genesen, obwohl freilich nur sehr langsam und im Verlauf verschiedener Monate. \*) Allein wehe, wie er nun endlich das Bett verlassen und wieder im Zimmer auf und ab gehen durfte, da zeigte es sich, daß sein Bein um einen Zoll zu kurz geworden war und überdem ragte unter dem Knie ein häßlicher Knochen hervor, der es ihm unmöglich machte, hohe eng anliegende Stiefeln, wie sie damals Mode waren, zu tragen. Das war ein Unglück, welches seine Eitelkeit nicht verschmerzen konnte und somit entschloß er sich vor Allem, den verwünschten Knochen wegsägen zu lassen. Die Aerzte erklärten dieß für ein großes Wagniß und zudem für eine unendlich schmerzhaft Operation; allein er bestand darauf und der Knochen ward abgesägt. Kaum hatte er dieß überstanden, so ging er daran, sein zu kurz gewordenes Bein zu strecken, und ließ sich zu diesem Behufe eine eigene eiserne Maschine fertigen, in welche sofort das Bein eingeschnallt wurde. Nun drehte man, bis die Muskeln sich länger und länger dehnten, und trotzdem dieß ein Schmerz war zum wahn Sinnig werden, so ertrug doch Loyola, zum besten Beweis der grandiosen Energie, die er besaß, alles standhaft; allein leider blieb das gehoffte Resultat weit hinter den Erwartungen zurück und Ignaz durfte sich's nicht länger verhehlen, daß er für sein ganzes Leben ein Hinkender sein werde. Ueberdem sagte ihm der Spiegel nur zu deutlich, daß seine Züge in Folge des langen Krankenlagers und der tollen Schmerzen alt und verzerrt, so wie daß sein Haar dünn geworden und auf seiner Stirne Runzeln entstanden seien.

Es war zum Verzweifeln! Er, der bisherige Liebling der Damen, der durch seine Liebenswürdigkeit alle seine Nebenbuhler ausgestochen und wo er hinkam, Neid und Bewunderung zugleich erweckt hatte — er sollte von nun an hintanstehen, vielleicht gar

\*) Seine Geschichtschreiber leiten diese Wiedergenesung von einem Wunderwerk des Apostels Petrus her, indem letzterem ungeheuer viel daran gelegen sein mußte, den Ignaz von Loyola wenigstens so lange am Leben zu erhalten, bis er den Jesuitenorden gestiftet hatte. Gr.

ein Gegenstand des Mitleids und des Achselzuckens werden? Nein, diese Qual hätte er nicht ausgehalten und somit mußte auf die eine oder die andere Weise ein Ausweg getroffen werden! Schon während des langen Krankenlagers hatte er sich, um der tödtlichen Langlei- weile zu entgehen, auf Lektüre geworfen und zwar, da sich zufälliger Weise weder der Amadis, noch ein anderer Ritterroman auf dem Schlosse vorfand, nothgedrungen auf eine Lektüre ganz absonderlicher Art, nämlich auf verschiedene Legendenbücher und insbesondere auf die Flores Sanctorum, das ist „die Blumen der Heiligen.“ Dieses Buch aber strotzte von den außerordentlichsten Abenteuern, welche die Heiligen zu bestehen hatten, ehe sie wirkliche Heilige wurden, und man kann sich nun denken, welchen Eindruck derlei blüthen- reiche Bilder auf einen so reizbaren, phantasiereichen und excentri- schen Menschen, wie Boyola, machen mußten. Mit unwiderstehlicher Macht prägte sich's in ihm fest: „Das hat der heilige Franziskus gethan und gerade so will ich es auch machen; also handelte der heilige Dominikus und also will auch ich handeln!“ Ja er vertiefte sich zu Zeiten ganz in die Bedrängnisse, Büßungen, Leiden, Todes- qualen und sonstige Heldenstücklein der Heiligen und dann kamen ihm die Erlebnisse eines Florissando von Gallien oder Visuarde von Griechenland, mit jenen verglichen, ganz gering und kleinlich vor. Freilich bleibend waren diese Eindrücke im Anfang nicht, sondern nur vorübergehend, und das Bild der schönen Donna Isabella Ro- sella, für welche er damals die feurigste Liebe fühlte, verdrängte sie immer wieder. Aber wie nun, als er sich überzeugte, daß es mit seiner Schönheit vorbei, daß er ein hinkender Krüppel geworden sei? Jetzt verschwand die Donna Isabella Rosella, und an ihrer Statt erschien ihm in den erhitzten Phantasiegemälden die er sich entwarf, eine in viel unaussprechlicherer Schönheit strahlende Jungfrau, nämlich die Gotteskönigin selbst, welcher er sich sofort aus vollstem Herzen zu eigen gab! Ja, es war beschlossen, sie, die Himmels- königin, wollte er von nun an zur Königin seines Herzens machen; um ihre Huld wollte er werben, und wenn sie ihn begünstigte, so mußte er ganz gewiß ein so vortrefflicher Heiliger werden, als ein Januarius oder Eustachius. Welche Seligkeit aber dann, wenn er, wie sie, Blinde sehend, Stumme redend, Taube hörend und Kranke aller Art gesund machen konnte! Wenn er die Kraft bekam, wie ein

Vogel durch die Luft zu fliegen, trockenen Fußes durch tiefe Meere zu gehen und unbeschädigt durch die loderndsten Flammen zu marschiren! Wenn er gleichsam spielend Todte erweckte, Teufel austrieb, die Hölle besiegte und lebendig den Himmel erwarb!

Auf diese Art ging nach und nach eine totale Sinnesänderung mit Don Junigo von Loyola vor sich und der frühere galante Cavalier verwandelte sich, um die Huld Maria's zu gewinnen, in einen strengen Nachahmer eines Antonius oder Pachomius. Er kleidete sich sofort, wie seine Biographen berichten, nur noch in grobes schmutziges Zeug und über sein abgemagertes und ungewaschenes Gesicht fielen die sonst von köstlichen Salben duftenden Haare ungekämmt herab. Auch befeiligte er sich der größten Enthaltksamkeit und fastete oft so lange, daß er vor Kraftlosigkeit ohnmächtig würde; während dieser Ohnmachten aber hatte er, seiner eigenen Aussage nach, nicht bloß vielfache Erscheinungen von Heiligen und besonders auch von der Jungfrau Maria, sondern er sah sich sogar einmal geradezu in den Himmel versetzt, wo ihn Gott Vater allerhöchst eigenhändig hart neben seinen Sohn Jesum Christum platzirte. Man sieht, daß der früher so wackere Kriegsheld auf dem besten Wege war, ein completer Narr zu werden, und selbst seinem Bruder Don Martin Garcias, dem damaligen Senior und Oberhaupt der Familie, muß dieß so vorgekommen sein, denn er bedeutete ihm sehr ernsthaft, sofort das verrückte Zeug aufzugeben und wieder zu werden wie andere Menschen. Der Entschluß, ein Heiliger zu werden, stand jedoch bei Ignatius bereits allzusest, als daß er Vernunftgründen hätte Gehör schenken können und somit beschloß er, Schloß Loyola unter irgend einem Vorwande zu verlassen, um sich in dem durch sein wunderthätiges Marienbild weltberühmten Kloster und Wallfahrtsort Montserrat in Katalonien dem Dienste der Mutter förmlich und für's Leben zu weihen. Der Vorwand war bald gefunden, das heißt, er gab vor, zu dem damals in Navarrete verweilenden Herzog von Najera reiten zu wollen, entließ aber daselbst angekommen seine Dienerschaft und machte sich eiligst nach Montserrat auf den Weg. Dort — im März 1522 — angekommen, vertauschte er vor Allem seine reiche ritterliche Kleidung, die er auf Befehl seines Bruders wieder hatte anlegen müssen, gegen ein bettelhaftes Pilgergewand — es bestand aus einem langen Rock

von grobem Segeltuch, einem Strick um den Leib, woran ein ausgehöhlter Kürbis statt einer Flasche hing, einem langen Stabe und ein Paar Sandalen —, geißelte dann, um sich für die bisherige Weltlust gehörig zu strafen, seinen Leib bis aufs Blut, legte sofort dem wegen seiner exemplarischen Frömmigkeit hochgefeierten Einsiedler Clanon eine drei Tage andauernde Generalbeichte ab und hielt schließlich nach dem Beispiele des Amadis und anderer Romanhelden vor der Kapelle der Himmelskönigin, deren gnadenreichem Bildniß er Schwert und Dolch weihte, eine feierliche Nachtwache, zum Zeichen, daß er sich ihr nunmehr als geistigen Ritter gänzlich zu eigen gegeben habe. Auch nannte er sich von jetzt an nur noch den Ritter der Jungfrau, hie und da auch zur Abwechslung den Streiter Jesu, und faßte, von Clanon dazu aufgefordert, den Entschluß, seinem Streben nach dem Heiligthum durch eine Wallfahrt nach Jerusalem die Krone aufzusetzen. Doch wollte er sich hiezu vorher noch würdig vorbereiten und zwar durch Bußwerke von solch außerordentlicher Art, daß alle Welt zugeben sollte, es sei noch niemals die Selbstpein von einem Menschen weiter getrieben worden.

Zum Schauplatz dieser Buße wählte er sich die auf dem Wege nach dem Seehafen Barcellona, von wo er sich später nach Jerusalem einschiffen wollte, gelegene kleine Stadt Manresa und begab sich sofort nach dem dortigen Hospitale zum heiligen Lucas, um von nun an mitten unter Bettlern und Kranken zu leben. Auch schlief er in keinem Bett und nicht einmal auf Stroh, sondern auf dem bloßen nackten Erdboden und nährte sich die ganze Woche hindurch von nichts als Wasser und Brod, welsch letzteres er auf der Straße erbettelte. Dazuhin gürtete er sich eine eiserne Kette um den Leib, mit der er sich täglich dreimal öffentlich peitschte, und bediente sich nie mehr eines Kamms oder Scheermessers, so daß sein Aussehen bald ein wahrhaft grauenhaftes wurde. Eben deswegen sprangen ihm auch die Gassenjungen, so wie sie seiner ansichtig wurden, mit großem Geschrei nach und bewarfen ihn mit faulen Eiern oder Koth; er aber trug alles ohne Murren und freute sich sogar noch darüber, weil es ihm ein Beweis war, daß sein Leib nunmehr unrein genug sei, um ein der Zertrümmerung würdiges Gefäß der Sünde darzustellen. So trieb er mehrere Monate lang, da entdeckte ein Zufall seine vornehme Geburt und nun drängten sich nicht mehr bloß die

Gassenjungen, sondern auch die Erwachsenen, welche ihn bisher unbeachtet gelassen hatten, weil sie ihn für einen bettelhaften und halb verrückten Bagabunden hielten, herzu, um den Mann zu sehen, der, statt seinen Platz unter den Glücklichen und Bevorzugten dieser Erde einzunehmen wie ihm gebührte, sich freiwillig zum Elendesten der Menschen machte. Das war aber gar nicht nach seinem Sinn, sondern die arge Zubringlichkeit der Manresen, welche ihren Spott und Hohn unter der Maske der Theilnahme verbargen, genirte ihn gar sehr und so entfloß er nach einer in der Nähe befindlichen Felsenhöhle, zu der er sich mitten durch Dornen und sonstiges stachelichtes Gesträuch einen Weg bahnte.

Hier in dieser Höhle nun trieb erß mit den Bußübungen wo möglich noch ärger als zuvor, und er nahm oft mehrere Tage lang auch nicht das Geringste von Speise und Trank zu sich; wenn er aber dann das Fasten brach, um nicht die Sünde des Selbstmords durch Hunger auf sich zu laden, so begnügte er sich mit einigen Wurzeln, die vor seiner Höhle wuchsen, oder auch mit altem verschimmeltem Brode, das er sich vom Spitale mitgenommen hatte. Ueberdem peitschte er sich mit seiner Kette jetzt statt dreimal sechsmal, betete täglich sieben Stunden lang auf den bloßen Knien liegend, und entzog sich, um das Maß der Kasteiung voll zu machen, den Schlaf, so lange er nur konnte. In Folge dessen bekam er, wie man sich wohl denken kann, bald das Ansehen eines Marterbildes und zudem wurde er so schwach, daß er von einer Ohnmacht in die andere fiel; dennoch aber peinigte ihn unaufhörlich die schrecklichste Gewissensangst, indem er glaubte, immer noch nicht streng genug zu büßen, und seine verwirrt gewordene Einbildungskraft malte ihm deßhalb die allertollsten Visionen aus. Da sah er den Teufel mehr als ein Duzendmal mit Hörnern, Klauen, Klumpfuß und schwarzem Gesichte; er sah aber auch den Heiland, der umgeben von den Heerschaaren der Heiligen und Seligen auszog, den Satan und seine Untergebenen zu bekämpfen. Ein ander Mal sah er die heilige Dreieinigkeit in der Form von drei auf's engste mit einander verbundenen und an einem Stiel hängenden Klaviertasten, und nicht minder stellte sich seinem geistigen Auge die sich in den wirklichen Gottmenschen verwandelnde Hostie dar. Kurz, er hatte während dieser Periode seines Lebens die allermertwürdigsten Er-

scheinungen, und wer dieselben näher kennen lernen will, der lese das Buch der „geistlichen Uebungen“, in welchem sie mit noch vielem andern Wunderbaren später von ihm aufgezeichnet wurden. Diesen ekstatischen Seelenzustand mußte er übrigens gar theuer erkaufen, denn er kam dem Hungertode so nahe, daß er einmal volle acht Tage vor Schwäche besinnungslos da lag, und er wäre damals auch ganz sicher gestorben, wenn ihn nicht zufällig Vorübergehende aufgefunden und alsbald in den Spital der Stadt geschafft hätten. Hier erholte er sich unter der guten Pflege, die man ihm angedeihen ließ, bald wieder, und zwar nicht bloß körperlich, sondern auch geistig. Verschiedene Unterredungen nämlich, die er mit dem Geistlichen, welchem er beichtete, hatte, brachten ihn zur Einsicht, daß er die Heiligwerdung nicht sowohl oder wenigstens nicht einzig und allein durch strenge Bußübung und Selbstpeinigung erstreben könne, sondern daß die Befehrung Anderer zur Bußfertigkeit, besonders die Befehrung der Heiden, ihn viel schneller und sicherer seinem Ziele entgegen führe. „Bönitenz sei wohl von großem Werth,“ sagte ihm jener Beichtvater, „aber noch werthvoller sei die Predigt, welche zum Herzen dringe, und jeder dem Christenthum gewonnene Heide könne als eine Staffel der großen Leiter, auf der man in den Himmel steige, betrachtet werden.“ Dieß leuchtete dem Ritter der Jungfrau ein, und überdem begriff er, daß man, um das Geschäft der Heidenbefehrung übernehmen zu können, Gesundheit und Kräfte besitzen müsse. Deswegen fastete er auch von jetzt an nicht mehr so streng, geißelte sich nicht mehr so oft, beschnitt sich Haare, Bart und Nägel, warf seinen groben Kittel weg und wurde wieder ein manierlicher Mensch, vor dem man keinen Abscheu und Eckel mehr zu haben brauchte; zugleich aber sprach er sich entschieden dahin aus, daß er nun die Wallfahrt nach Jerusalem nicht mehr länger verschieben könne, denn seine Bestimmung sei, alle Türken und Muhammedaner zu befehren.

Solche Wandlungen gingen in der Seele des Don Inigo Lopez von Loyola und Nicalde in der Zeit eines kurzen Jahres vor und man ersieht hieraus, welche ungeheuerliche Folgen ein fehlerhaft geheiltes Bein nach sich ziehen kann.



## Zweites Kapitel.

Die Kreuz- und Duerzüge des neuen Heiligen und  
die sieben ersten Jesuiten.

„Auf nach Jerusalem und Palästina zur Türkenbekehrung!“ war jetzt die Losung des bekehrten Ignatius und er machte sich auch in der That gleich zu Anfang des Jahres 1523 auf den Weg nach Barcellona, um sich von da zunächst nach Italien einzuschiffen. Geld hatte er keines, aber das kümmerte ihn wenig, denn er war ja schon an's Betteln gewöhnt und brachte auch richtig so viel zusammen, daß er nicht nur bis Barcellona nicht verhungerte, sondern sich auch noch im Stande sah, den Ueberfahrtspreis nach Gaeta im Neapolitanischen zu bezahlen. Dort angekommen, marschirte er sofort, natürlich abermals bettelnd, gen Rom weiter, traf daselbst am Palmsonntag ein und ließ nun natürlicher Weise seine erste Sorge sein, in sämtlichen Stationen und Kirchen, welche Pilgrinne zu besuchen pflegen, seine Andacht zu verrichten. Auch hatte er das unaussprechliche Glück, am Charfreitag den 5. April mit andern Wallfahrern den Segen Seiner Heiligkeit des Papstes Hadrian VI. zu empfangen und einige Biographen wollen sogar wissen, daß ihn der Papst zum Fußfuß zugelassen habe. Doch lasse ich dieses dahin gestellt und bemerke dagegen, daß Innigo auch in Rom sein Leben mit Betteln fristete und die Nächte meist in einem elenden Schuppen zubrachte. Am 12. April trat er die Weiterreise nach Venedig an und zwar, wie sich von selbst versteht, abermals bettelnd und zu Fuß. Allein so gewohnt er diese Art zu reisen auch war, so wäre er derselben diesmal doch fast erlegen, denn man hielt ihn seines er-

bärmlichen Aussehens halber überall für einen Pestkranken (damals wüthete diese Seuche auf eine wirklich unbarmherzige Weise in Oberitalien) und ließ ihn daher in keine Stadt ein. So war er nicht nur genöthigt, stets unter offenem Himmel zu schlafen, was sich als sehr nachtheilig für seine Gesundheit erwies, sondern er fand auch nur selten Gelegenheit, Almosen zu erbetteln und mußte deshalb oft entsetzlich Hunger leiden. Endlich gelang es ihm doch, Venedig zu erreichen, und was noch mehr werth war, er verstand es, sich durch das Thor einzuschmuggeln, ohne von den Wächtern angehalten zu werden. An Nahrung fehlte es ihm nun nicht mehr, denn es gab allda viel mildthätige Herzen, und das Glück wollte ihm sogar so wohl, daß ihm ein vornehmer Spanier, den er darum ansprach, der Herzog Andrea Gritti, auf einer venetianischen Staatsgaleere eine unentgeltliche Schiffsgelegenheit nach Jaffa in Palästina verschaffte. Auf diesem Schiffe jedoch, auf das er sich am 14. Juli begab, wäre es ihm beinahe schlecht ergangen. Er benützte nämlich seine viele freie Zeit während der Fahrt dazu, den unflätig redenden Matrosen mit großem Eifer bessere Sitten zu predigen, und diese, darüber erbost, hätten ihn deshalb um ein Kleines in's Wasser geworfen. Allein Gott und der Schiffskapitän nahmen sich seiner an und so erreichte er am 1. September das vorgesteckte Ziel ganz ungefährdet.

Jetzt befand er sich also in Palästina, wohin er sich schon so lange gesehnt, und nunmehr ging's auf Jerusalem zu, das er mit einer Pilgerkarawane am 4. September wohlbehalten erreichte. Kaum aber hatte er die heiligen Orte daselbst besucht, und überall, wo Christus vor anderthalb tausend Jahren gewandelt, seine Andacht verrichtet, so beeilte er sich, diejenigen Schritte zu thun, welche ihn seinem Hauptziel, der Bekehrung der Türken, näher bringen sollten. Mit andern Worten, er meldete sich sofort beim Paterprovincial der Franciskaner in Jerusalem und erbat sich von ihm die Erlaubniß, mit seinen Bekehrungspredigten beginnen zu dürfen. Der Provincial ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, fand aber zu seinem großen Erstaunen, daß der Bekehrungseiferer nicht bloß von der türkischen Sprache und Religion gar nichts, auch nicht das Geringste wisse, sondern daß derselbe sogar im Christenthum selbst, das ist, was man sagt, „in theologicis“

(in der wissenschaftlichen Kenntniß dessen, was Christus gelehrt) ein totaler Laie sei. Und ein solch durch und durch unwissender Mensch, der noch dazu ein ganz bettler- und vagabundenmäßiges Aussehen hatte, glaubte sich fähig, ein so höchwichtiges Werk, wie die Erziehung Andersgläubiger zu Christen doch war, unternehmen zu können? Ein solches Unterfangen mußte dem Provincial wie der barste Unsinn vorkommen und er sagte dieß auch dem Ignaz in's Gesicht. Letzterer meinte nun zwar, Gott könnte vielleicht mit einem Wunder in's Mittel treten und durch einen Machtspruch bewirken, daß die Türken seine spanischen Predigten verstünden, allein über diese Ansicht schüttelte der Provincial noch heftiger als vorhin den Kopf und befahl dem Ignaz, alsobald wieder nach Europa zurückzukehren. Ja, als dieser sich nicht gleich fügen wollte, nannte er ihn einen Bettlermissionär und ließ ihn kraft seiner vom Pabst erhaltenen Vollmacht, alle Pilgrime die ihm nicht anstünden, auszuweisen, auf ein kleines nach Venedig bestimmtes Schiff bringen, auf welchem derselbe nach einer Fahrt von einigen Monaten Ende Januar 1524 glücklich an Ort und Stelle anlangte.

So endigte die Pilgrimsfahrt nach Palästina auf eine fast lächerliche Weise; allein sie hatte doch das Gute, daß Ignaz nunmehr zur Einsicht seiner Unwissenheit gelangte und sich zugleich überzeugte, wie er unmöglich je als Prediger und Bekehrer wirken könne, wenn er nicht vorher die Wissenschaft vom Christenthum, das ist die heilige Theologia, studirt habe. Aber wie dieß möglich machen? Er zählte damals bereits seine dreiunddreißig Jahre und hatte noch nicht einmal die geringste Grundlage des Lateinischen! Ueberdem bestand sein ganzer Reichthum aus dem Gewande, das er auf dem Leibe trug: elenden Beinkleidern von Segeltuch, die kaum bis an die Kniee reichten, einer schwarzen zerrissenen Weste und einem langen Zwilchrocke voller Löcher. Doch setzte er sich über dieß Alles hinweg und beschloß sofort nach Barcellona zurückzukehren, um dort seine Studien zu beginnen. „Gott und die heilige Maria, deren Ritter ich bin,“ dachte er, „wird mir schon weiter helfen und ich hoffe mit Leichtigkeit so viel zusammen zu betteln, daß ich meine Studien vollenden kann.“ In der That machte er sich auch sofort von Venedig nach Genua auf den Weg, mußte aber wegen des Kriegs, der damals zwischen Franz I. von Frankreich und Kaiser

Karl V. von Deutschland und Spanien geführt wurde, manche Fährlichkeit erdulden, ehe er dahin kam (unter Anderem wurde er von den Spaniern aufgefangen und als der Spionirerei verdächtig mit dem Staupbesen traktirt); wie er jedoch Genua erreicht hatte, wurde ihm das Glück zu Theil, von dem Befehlshaber der spanischen Galeeren, Rodriguez Portundo, einem früheren Bekannten, mit einem Freiplatz auf einem Schiffe bedacht zu werden, und mit dieser Gelegenheit langte er ohne weitere Abenteuer wohlbehalten in Barcellona an.

Nun begann eine neue Periode in dem Leben Don Junigo's, nämlich die Periode des Studirens, denn seinem Vorsatze getreu suchte derselbe sogleich den Lehrer der Grammatik, Hieronymus Ardabale, auf und meldete sich bei ihm als Schüler an. Der Professor betrachtete sich „den Knaben von dreiunddreißig Jahren“ mit etwas sonderbaren Augen, nahm ihn aber doch gratis auf und von nun an saß Ignatius zwei Jahre lang perpetuirlich in der lateinischen Schule; allein wie unendlich schwer es in seinem Alter mit dem Dekliniren und Conjugiren ging, welche sonderbare Gedanken ihm oft kamen, wenn er „amo, amas, amat“ hersagte, wie sehr er von seinen um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Mitschülern ausgepottet wurde und wie hart er nebenbei bei seiner großen Armuth mit des Lebens Nothdurft zu kämpfen hatte, kann man sich denken. Oft und viel war er daher im Begriff davon zu laufen, und es wäre dieß auch sicherlich geschehen, wenn ihn zwei Freundinnen, die er sich in dieser Zeit gewann, die Jungfrau Isabella Roselli und die Dame Agnes Pasquali, nicht in seinen Bestrebungen auf alle Weise, besonders auch mit Geld und guten Rathschlägen auf's außerordentlichste unterstützt haben würden. Somit hielt er wirklich aus, und um ja nicht mehr rückfällig zu werden, bat er seinen Lehrer, ihm doch ganz gewiß die Ruthe eben so gut zu geben, als den andern Schulbuben. Kurz er studirte das Lateinische mit einem in der That staunenswerthen Eifer, vergaß aber dabei auch nicht, sich in dem zu üben, was er sich zu seinem Lebenszweck gesetzt hatte, nämlich im Befehren derer, die der Befehrung bedürftig waren. Auch erzielte er hie und da gute Erfolge, denn er besaß eine äußerst hinreißende Beredtsamkeit und genirte sich nicht, dieselbe auf öffentlichen Plätzen oder gar in Kneipen geltend zu machen.

Einmal jedoch, als er es versuchte, die Nonnen eines gewissen Klosters, wo es sehr unzüchtig zuging, in fromme Gottesfrauen umzuschaffen, erhielt er von deren Liebhabern eine solch furchtbare Tracht Prügel, daß er für todt auf dem Plaze liegen blieb und nur erst nach einer Kur von verschiedenen Wochen wieder gesundete. Troßdem setzte er das Predigen sogleich nach seiner Genesung wieder fort, indem er die feste Ueberzeugung hegte, daß jene Mißhandlung nur eine Prüfung gewesen sei, welche ihm Gott auferlegt habe.

Nach zweijährigem Studium der lateinischen Grammatik glaubte Ignatius weit genug zu sein, um nunmehr zum Studium der Philosophie und Theologie überzugehen, und er siedelte daher sofort anno 1526 nach der Stadt Alkala über, in welcher der Cardinal Ximenez erst kurz zuvor eine hohe Schule gestiftet hatte. Mit diesem Studium aber hielt's noch viel schwerer, als mit dem der lateinischen Sprache, und da er zu gleicher Zeit Collegien über Logik, Metaphysik und Theologie hörte — von jedem Fach täglich drei Stunden — so machte ihn dieses Durcheinander so wirr im Kopfe, daß er eigentlich gar nichts lernte. Um so weiter brachte er es im Predigen, Betteln und Befehren, welche drei Funktionen er mit großem Geschick zu verbinden wußte, und es gelang ihm sogar, drei Studenten dahin zu gewinnen, daß sie gerade so thaten, wie er. Mit ihnen zog er nun tagtäglich theils bettelnd, theils predigend in den Straßen Alkala's herum, und um desto mehr Aufsehen zu machen, kleideten sie sich gleichmäßig in lange graue Frießröcke vom größten Zeuge, welche sie um die Lenden mit einem Strick umgürteten. Auch trugen sie weder Stiefeln noch Schuhe, sondern gingen barfuß, und auf dem Kopfe saß ihnen ein glockenförmig gestalteter Hut, so daß Gott und die Welt hinstand, wenn sie erschienen. Kurz ganz Alkala wurde auf sie aufmerksam — man nannte sie allgemein nur „Ensayaladas“, das ist die Männer in den Frießröcken — und es gab bald alte Jungfern genug, die in Gewissensangelegenheiten ihren Rath in Anspruch nahmen. Was Wunder also, wenn sie, obwohl sie nicht im Geringsten berechtigt waren, irgend eine gottesdienstliche Handlung zu verrichten, anfangen, die Beichtväter zu spielen und auch denen Pönitenz zu predigen, welche nichts von ihnen wollten? Da wurden denn die Geistlichen und Mönche Alkala's eiferzüchtig und verklagten den Ignatius mit seinen Genossen,

bei der heiligen Inquisition. Natürlich wurde letzterer sofort gefänglich eingezogen und ganz genau examinirt, denn die Inquisitoren hielten dafür, er könnte etwa zu jener verrufenen Ketzersekte gehören, welche man „los Alumbrados,“ das ist „die Erleuchteten“ (Illuminaten) nannte; allein nach kurzem fand der Generalvikar von Toledo, der die Untersuchung leitete, aus, daß durchaus nichts „Erleuchtetes“ in Ignatius stecke, sondern daß derselbe vielmehr zwar ein sehr gut katholischer, aber auch ein noch unendlich tief in der Unwissenheit steckender Christ sei, der keineswegs die Fähigkeit besitze, als Gewissensrath zu fungiren. Somit entband er den fälschlich Angeklagten des Verdachts der Ketzerei und entließ ihn nach sechs Tagen aus dem Gefängniß; dagegen aber verbot er ihm das fernere Predigen bei Strafe der Excommunication auf so lange, bis derselbe die Theologie vollständig absolvirt habe, und zugleich wurde der Friesbrockgesellschaft strengstens anbefohlen, ihre auffallende, an einen Orden, der doch gar nicht existirte, erinnernde Kleidung abzulegen und sich zu benehmen wie andere Studenten. Das war für unseren Ignaz ein sehr leidiger Spruch; etwas Schlimmeres jedoch sollte erst noch kommen. Durch die zur Buße auffordernden Predigten Ignatii nämlich waren zwei vornehme Damen Alkala's zu dem Entschluß gebracht worden, all' ihr Hab und Gut den Armen zu geben, sich wie Bettlerinnen zu kleiden und nichts mehr zu thun, als betend und bittend von einem Gnadenort zum andern herumzuziehen. Diesen Entschluß führten sie auch wirklich aus und verschwanden plötzlich über Nacht heimlich aus Alkala, ohne daß ihre betrübten Verwandten hätten herausbringen können, wohin sie sich gewendet; das aber war Jedermann fest überzeugt, daß kein anderer als Ignatius der Verführer gewesen sein könne. Somit ward er alsbald bei den Behörden verklagt und diese zogen ihn nicht nur sogleich gefänglich ein, sondern behielten ihn auch so lange im Verbrecherstübchen, bis die beiden Damen — sie hießen Donna Maria de Bado und Donna Ludovica Belasquez — von ihrem abenteuerlichen Bettlerinnen-Wallfahrts-Auszug wohlbehalten und zum Glück auch ziemlich curirt zurückkamen.

Unter solchen Umständen konnte es dem frommen Ignaz natürlich in Alkala nicht mehr recht behaglich vorkommen und er be-

schloß also, nach Salamanca, einer andern berühmten Universität Spaniens, zu ziehen, um dort seine Studien weiter fortzusetzen. Zu demselben Entschlusse brachte er auch seine bisherige Friesrockcompagnie und nachdem sie, ihrer Viere, das nöthige Geld zusammengebettelt hatten, gingen sie in der That im Sommer 1527 dahin ab. Aus dem Studieren übrigens wurde auch hier nicht viel, sondern sie beschäftigten sich vielmehr den ganzen Tag damit, in den Spitälern die Kranken zu verpflegen und zugleich an öffentlichen Plätzen die Leute in feuriger Rede zum Bußethun aufzufordern. Der Aufenthalt in Salamanca wurde also nur dazu benützt, um eine neue Auflage der in Alkala verbotenen Scenen aufzuführen, und so konnte es nicht anders kommen, als daß sich die Geistlichkeit abermals auf's gröblichste verletzt fühlte. Der Bischof ließ den Ignatius sofort verhaften, behielt ihn zweiundzwanzig Tage lang in sehr harter Clausur\*) und gab ihn nur gegen das bündigste Versprechen, nie mehr ein geistliches Amt verrichten zu wollen, bis er vier Jahre lang hinter einander Theologie studirt habe, wieder frei. Dieser Entscheid machte natürlich unserem Ignatius den Aufenthalt in Salamanca ebenso entleidet, wie den in Alkala, und er bedachte sich daher nicht lange, sondern faßte vielmehr ohne Weiteres den kühnen Entschluß, nach der damals berühmtesten Universität der Welt, nämlich nach Paris überzusiedeln. Hier, in dieser Weltstadt, durfte er hoffen, sein Wesen ungestört treiben zu können, denn hier gab es weder eine Inquisition noch auch nur eine determinirte Geistlichkeit! Hier herrschte wirkliche akademische Freiheit selbst für die tollsten geistigen Produkte, und Franz I., einer der freisinnigsten Monarchen, die es je gab, wußte diese Freiheit zu schützen. Er theilte also seinen Plan den bisherigen Genossen mit, sie auffordernd, seine Begleiter zu werden; allein da dieselben des ewigen Eingesperrtwerdens müde geworden waren und sich wohl

\*) Ignatius wurde mit einem seiner Gefährten Namens Calisto an einer langen schweren eisernen Kette zusammengefesselt, und dieser Calisto muß eine sehr eigenthümliche Figur gespielt haben, denn er war ein großer, hagerer, mit einem mächtigen Bart ausgestatteter Mensch, der in einem alten kurzen Wamse, einer noch kürzeren, zerrissenen Hose, einem Paar erbettelter Halbstiefel, einem mächtigen Knotenstocke und einem ungeheuren Hute einherstolzirte. Die übrigen Ignatianer trugen den langen Friesrock und giengen barfuß, wie weiter oben beschrieben.

auch vor der langen, beschwerlichen Reise ins Ausland fürchteten, so weigerten sie sich dessen und versuchten es, auch ihn in Salamanca zurückzubehalten. Dazu war er aber nicht zu bewegen, sondern er machte sich vielmehr mitten im Winter zu Fuß und einen Esel, dem er seine Bücher, Manuskripte und sonstigen Habseligkeiten aufgeladen hatte, vor sich hintreibend, auf den Weg und kam richtig in den ersten Tagen des Februar 1528 wohlbehalten in der Hauptstadt Frankreichs an.

Don Innigo zählte jetzt siebenunddreißig Jahre; allein wie ihn nun die Professoren, bei denen er sich zu melden hatte, prüften, fanden sie sogleich, daß er es in den Wissenschaften noch nicht über die ersten Anfangsgründe hinüber gebracht habe, und somit wurde ihm bedeutet, daß er vor allem die lateinische Sprache studieren müsse. Er besuchte also das Collegium Montaigu und saß da achtzehn Monate lang mitten unter kleinen Schulbuben, die den alten Knaben oft bitter verspotteten. Das Lernen ging ihm jedoch immer noch eben so schwer ein, wie zu Barcellona, Alcala und Salamanca, und überdem mußte er einen großen Theil seiner Zeit auf's Betteln verwenden, da die Franzosen sich gegen ihn als einen Ausländer nicht sehr freigebig bezeigten. Dessen ungeachtet ging er nach Ablauf seines anderthalbjährigen Cursus im Collegium Montaigu zum Studium der Philosophie im Collegium St. Barbe (zur heiligen Barbara) über und brachte es da so weit, daß er im Jahr 1532 das Baccalaureat, sowie abermals ein Jahr später die Magisterwürde erhielt. Die erste Stufe der Gelehrsamkeit war also nunmehr errungen und selbstverständlich hätte jetzt auch noch die heilige Theologie absolvirt werden sollen; allein so weit reichte die Geduld Ignatii doch nicht aus, sondern es blieb vielmehr bei einigen wenigen Collegien, die er bei den Jakobinern hörte.\*)

Das Studium und die Wissenschaft waren nämlich, wie wir wissen, nie der Zweck Loyolas, sondern sie sollten ihm nur zum Mittel dienen, seinen Zweck zu erreichen. Er wollte nie glänzen

\*) Die meisten jesuitenfreundlichen Biographen des Ignaz von Loyola behaupten zwar, derselbe habe in Paris auch den Grad eines Doktors der Theologie errungen, allein die genaueste Durchsicht der Universitätsregister von 1520 bis 1537 hat das Gegentheil erwiesen.



durch seine Kenntnisse, sondern er wollte nur so viel lernen, daß man ihn in seinem Bekehrungsgeschäfte nicht mehr hindern durfte. Das Bekehrungsgeschäft war und blieb sein Ziel, und zwar sowohl die Bekehrung der Heiden zum Christenthum als die der getauften Christen zu büßenden, sich selbst kasteienden, alle Weltlichkeit verachtenden Ebenbildern seiner selbst. Auch verlor er dieses Ziel nie aus den Augen, weder in Montaigu noch in St. Barbe, und in letzterer Anstalt ging er in seinem Bekehrungseifer sogar so weit, daß er einen Theil seiner Studiengenossen überredete, Sonntags, statt nach dem Gottesdienste den vorgeschriebenen Disputationen beizuwohnen, lieber mit ihm „exercitia spiritualia“ zu treiben, das heißt, mit ihm zu beten, zu fasten und sich zu geißeln. \*) Dafür wäre er jedoch um ein kleines öffentlich vor allen Schülern ausgepeitscht worden und nur der Umstand, daß er bereits seine vierzig Jahre zählte, rettete ihn von der Schande. Natürlich übrigens begnügte er sich nicht damit, das Bekehrungsgeschäft für sich allein zu treiben, sondern er suchte wie früher zu Alkala und Salamanka Gehülften anzuwerben, mit denen er zusammen und in Gemeinschaft wirken, mit denen er seine Studien und seine Andacht, seine Leiden und seine Freuden theilen könnte. In der Auswahl dieser seiner Genossen aber erwies er sich diesmal viel wählerischer und zwar aus einem Grunde, der von nun an einen großen, ja fast einen allmächtigen Einfluß auf seine ganze Thätigkeit gewann.

Um jene Zeit war ein ganz neuer Geist über die Menschheit gekommen, ein Geist, der das Papstthum in seinen Grundvesten erschütterte und den ganzen bisherigen katholischen Glauben über den Haufen zu werfen drohte. Luther, Zwingli und andere Reformatoren erhoben ihre gewaltigen Stimmen und „luden“ — wie sich ein katholischer Schriftsteller ausdrückt — „Völker und Fürsten zur großen Jagd auf die römische Kirche ein.“ Fast ganz Deutschland folgte dem Ruf und dasselbe thaten nebst England und der

\*) Diese geistigen Uebungen (exercitia spiritualia) sind in seinem schon weiter oben erwähnten Buche, das den Titel „liber exercitiorum spiritualium“ (d. h. das Buch von den geistigen Uebungen) führte, des Näheren beschrieben, und Ignatius legte ein Hauptgewicht darauf, daß man diese Uebungen gründlich studierte.

Schweiz die skandinavischen Länder. Selbst Italien lauschte der verführerischen Stimme und in Frankreich jauchzten ihr ohnehin Tausende und Abertausende Beifall. Kurz, ein großer, sogar ein sehr großer Theil der bisherigen katholischen Welt drohte der Reformation anheimzufallen und der Sturz Roms schien ein unvermeidlicher zu sein. Von allen diesem nun hatte Ignatius, so lange er in Spanien weilte, nichts erfahren, denn wenn auch gleich der neue Geist vor den Pyrenäen nicht stille stand, so wehte er doch bloß unter den höheren Regionen, und das eigentliche Volk, unter dem Loyola lebte, wurde von ihm nicht angesteckt. Ueberdieß sorgte die Inquisition schon dafür, daß er bald ausgetrieben wurde, und es konnte also die Reformation unter dem Scepter des allerchristlichsten Königs nie festen Fuß fassen. Wie ganz anders aber verhielt sich dieß in dem nun nur allzusehr angesteckten Frankreich, und besonders in Paris, wo sogar verschiedene angesehene Universitätsprofessoren das Unterfangen Luthers begünstigten. Da mußten natürlich dem durch und durch ächt römisch-katholischen Ignatius die Augen aufgehen, und ein Schrecken ohne gleichen erfaßte ihn ob der gräßlichen Verkehrtheit, die sich der Menschheit bemächtigte. Mit dem Schrecken und Abscheu durfte er sich jedoch natürlich nicht begnügen, sondern er, der Ritter Mariä und ihres Sohnes Jesus Christus, mußte auf alle Weise für sie kämpfen, und der aus Deutschland herübergekommenen Pest einen Damm entgegenzusetzen versuchen. Er kam also auf den Gedanken, alle Ketzer, die heimlichen wie die offenen, bei den Behörden anzugeben und machte den Spion in allen Kreisen und Gesellschaften, in welche er kam; allein, so viele Mühe er sich auch gab und so erfolgreich sich seine Spioniererei erwies, so war doch die Wirkung eine verhältnißmäßig nur geringe, und er sah ein, daß hier viel großartigere Mittel angewendet werden mußten.

„Doch“ — so fragte er sich nun, — „welche?“ So viel war sicher: das unzählige Heer der Benedictiner, Dominikaner, Franziskaner, Minoriten und wie sie sonst alle hießen, durch welche Rom bis jetzt die Herzen der Menschheit beherrschte, hatte seinen Einfluß bei den Nationen verloren und ihre Bettelsäcke hingen alle leer; die übrige Geistlichkeit aber wurde wegen ihrer Unwissenheit, Viederlichkeit und Unverschämtheit wo möglich noch tiefer verachtet,

als die barfuß gehenden Kuttenträger, und der Glaube an sie konnte unmöglich mehr aus dem Grabe erweckt werden. Es mußten also neue Rüstzeuge erstehen, wenn geholfen werden sollte, Rüstzeuge ganz anderer Art, ganz anderen Ansehens, ganz anderen Geistes, ganz anderer Kraft, als die bisherigen Seelenberather, und er selbst wollte diese Rüstzeuge stellen, er selbst als ihr Obergeneral fungiren! Ganz klar wurde ihm der Gedanke, wie man natürlich finden wird, im Anfang nicht, aber er bildete denselben mehr und mehr aus, je mehr er über die um sich greifende Kezerei nachsann, und bald stand so viel in ihm fest, daß nicht bloß die Bekehrung der Heiden, sowie die Pönitazerweckung unter den Christen selbst sein und seiner zu erwählenden Genossen Lebenszweck sein müsse, sondern daß damit auch die Bekämpfung des Kezerthums nothwendig zu verbinden sei. Er dachte sich Jesum Christum (man lese nur das Buch von den geistigen Uebungen, so wird man sich dessen bald klar werden und überdies bezeugt es auch der Pater Juvency, der den Ignatius genau kannte, ausdrücklich) als den Generalissimus des Himmels, welcher mit den Engeln und Heiligen gegen den Teufel zu Felde zieht und schließlich das Reich der Hölle niederdonnert, und so wollte er denn nach diesem Vorbilde auf Erden ein Heer von geistlichen Rittern bilden, das die Teufel dieser Welt, die Kezer, siegreich zu bekämpfen hätte und dessen kaiserliches Oberhaupt Jesus Christus im Himmel oben sein sollte. Wenn aber dies sein Zweck war, durfte er sich, wie früher in Alcalá und Salamanka, „die Nächsten-Besten“, die ihm zu folgen bereit waren, zu Genossen wählen? Damals genügten solche, die sich bereit erklärten, als Schafe Christi mit ihm den Leib zu kasteien und die übrige Welt zum gleichen Leben einzuladen; jetzt handelte es sich um Streiter Christi und zwar um solche Streiter, welche Geist und Kraft genug hätten, um damit den über und über geharnischten Reformatoren nebst ihren Gehülften und Anhängern entgegenzutreten. Er hatte also alle Ursache, in seiner Auslese von Genossen wählerisch zu sein und er war wählerisch, sogar sehr wählerisch!

Der Erste, den er für seine Idee „einer geistlichen Ritterschaft zur Bekehrung der Menschheit und Bekämpfung des Kezerthums“ gewann, war Pierre le Fevre, oder eigentlich Peter Faber,

gebürtig aus einem savoyischen Orte in der Nähe von Genf, ein gelehrter, scharfsinniger Kopf, zugleich aber auch ein Jüngling voll glühender Einbildungskraft, der sich gar leicht von einer großartigen Idee begeistern ließ. Weit schwerer hielt es mit Franz Xavier aus dem spanischen Navarra, denn derselbe gehörte nicht nur einer edlen und mächtigen Familie an, sondern war auch damals bereits Professor am Kollegium zu Beauvais und hatte für die Zukunft Anspruch auf die höchsten geistlichen Würden. Eben deshalb belachte er anfangs alles, was ihm Loyola von der geistlichen Ritterschaft vorschwazte, und erklärte ihm rundweg, daß er nichts von derlei Schwärmereien halte. Dagegen besaß der Mann zwei schwache Seiten, nämlich einen unbegrenzten Ehrgeiz, sowie einen Hang zu einem lockeren Lebenswandel, und an diesen beiden Seiten wußte ihn Ignaz von Loyola zu packen. Mit andern Worten, er stellte dem verschwenderischen Professor seinen Geldbeutel, welcher damals durch die Mildthätigkeit hoher Gönner ziemlich gefüllt war, zur steten Verfügung und malte ihm zugleich eine solch' glänzende Zukunft vor, daß derselbe unmöglich länger widerstehen konnte, sondern sich ihm vielmehr auf Leben und Tod ergab.\*) Weil nun aber Peter Faber und Franz Xavier an der Universität zu Paris in großem Ansehen standen, so wurden verschiedene Andere, sowohl Studenten als Lehrer, auf das Streben des Ignatius aufmerksam und trugen sich demselben von selbst als Gehülfen an. Doch nahm er von diesen allen nur noch Biere in seine Genossenschaft auf, und zwar,

\*) Einige Biographen (und zwar sehr jesuitenfreundliche) erzählen die Sache etwas anders, und nach ihnen wäre die Bekehrung Xaviers einer Parthie Billard zu verdanken. Als sich nämlich eines Tages Ignaz bei Xavier befand, schlug ihm letzterer vor, eine Parthie Billard mit ihm zu spielen. Loyola lehnte dies Anfangs ab; wie aber sein Freund noch weiter in ihn drang, nahm er den Vorschlag unter der Bedingung an, daß derjenige, welcher verlieren würde, alles das einen ganzen Monat lang thun müsse, was ihm der Andere vorschreibe. Xavier ging darauf ein, da er ein guter Spieler war; er verlor aber doch und nun machte Loyola während der nächsten vier Wochen einen solch' aufregenden Curfus in den geistlichen Uebungen — er fastete unter anderem sechs Tage mit ihm, und brachte ihn dadurch bis zu Visionen — mit ihm durch, daß der früher so stolze Mann von nun an ein gefügiges Rohr in den Händen des Ignatius wurde.

wie natürlich, die würdigsten, oder um es besser zu sagen, die passendsten, nehmlich den Jakob Laynez aus der Stadt Almazan in Castilien, einen zwar sehr armen, aber auch sehr thatkräftigen, klugen und mit gründlichen Kenntnissen ausgestatteten jungen Mann von nicht mehr als einundzwanzig Jahren; dann den noch jüngeren, erst achtzehnjährigen Alphons Salmeron aus Toledo, einen sehr tüchtigen Philologen; weiter den Nicolaus Alphonso, mit dem Zunamen Bobadilla (nach seinem Geburtsort, einer kleinen Stadt unweit von Valencia), welcher bereits öffentliche Vorlesungen über Philosophie halten durfte und der Feder wie des Wortes mächtiger war, als irgend ein weltlicher Ritter seines Schwertes oder seiner Lanze; endlich den Simon Rodriguez aus Alzedo in Portugal, einen düstern Schwärmer und Enthusiasten, der die Idee der geistlichen Ritterschaft mit einem ungeheueren Seelenjubiläum ergriff.

Das waren die sechs Gehülften — vier Spanier, ein Portugiese und ein Savoyer —, welche er sich zur Ausführung seiner weiter oben angegebenen Zwecke auslas, und schon die nächste Zukunft zeigte, daß seine Wahl gar nicht klüger und vortrefflicher hätte ausfallen können. Eben hierin aber liegt für uns der Beweis, daß er der halbverrückte oder vielmehr ganz tolle Ascete von Manresa längst nicht mehr war, sondern daß er sich vielmehr im Verlaufe der Zeit, gewöhnt von den verschiedenen Erfahrungen, die er gemacht, und gehoben von den Kenntnissen, die er sich angeeignet, in vielfacher Weise geändert haben müsse. Die Energie und den eisernen Willen von früher besaß er immer noch. Auch sein enthusiastischer Feuereifer hatte nicht im geringsten nachgelassen. Dagegen fing mit den vierziger Jahren zugleich sein Verstand an zu arbeiten und es kam, obwohl unter schwerem Ringen, nicht lange hernach in einer solch großartigen Weise mit ihm zum Durchbruch, daß man dies früher für ganz unmöglich gehalten haben würde. Um nun übrigens auf die sechs auserlesenen Gehülften zurückzukommen, so bildeten sie den Keim und Urstock jener großartigen Gesellschaft, welche sich unter dem Namen, den der Titel dieses Buches führt, in wahrhaft unglaublich kurzer Zeit über alle Welttheile verbreiten und bis auf unsere Tage herab den entschiedensten Einfluß auf die Menschheit behaupten sollte. Sie waren mit einem Worte zusam-

men mit ihrem Meister die ersten sieben Jesuiten, obschon diese Benennung erst ein paar Jahre später erfunden wurde, und somit sollte also gerade die Universität Paris, welche sich später als die ärgste Feindin ihrer Lehren bewies, die Geburtsstätte dieses Ordens werden — dieselbe Stadt und Universität Paris, von welcher seit Jahrhunderten der Geist der Freiheit und der Aufklärung ausströmt.

Für den Anfang jedoch trat die neue Gesellschaft sehr bescheiden auf, so bescheiden, daß die wenigsten Pariser von ihrer Existenz auch nur etwas ahnten. Ignatius ordnete nämlich zwar allerdings für sich und seine Genossen eine gleichmäßige Kleidung an, aber — gleich verbrannten Kindern, welche das Feuer fürchten — keine so auffallende, wie die früheren Frießrockanzüge. Vielmehr hüllten sie sich sämtlich in einen einfachen, enganschließenden schwarzen Rock, der bis an die Knöchel reichte, und den Kopf bedeckten sie mit einem ebenfalls ganz schwarzen breitrandigen Hute nach Form der spanischen Sombreros; an den Füßen aber trugen sie schwarze Lederschuhe und vom Barfußgehen war also keine Rede mehr. Ueberdies darf man nicht daran denken, daß die sieben Verbündeten schon „eine geschlossene Gesellschaft mit Gesellschaftsstatuten“ bildeten, sondern sie lebten bloß „brüderlich“ zusammen und machten sich gegenseitig anheischig, für die Zukunft gemeinsam „als geistliche Ritter Christi“, das ist „als Missionäre für den römisch-katholischen Glauben zu wirken“. Für dieses „Sichanheischigmachen“ aber genügte dem Ignatius keineswegs ein bloßes gewöhnliches Versprechen, ein bloßer gewöhnlicher Handschlag; er verlangte vielmehr, damit keinem seiner Genossen je mehr der Gedanken kommen könne, in die Welt zurückzutreten, „ein förmliches Gelübde“, „einen förmlichen Eid schwur“, und nahm ihnen diesen auf äußerst feierliche Weise ab. Sie bestellten sich nämlich alle sieben am Feste der Himmelfahrt Mariä, den 15. August 1534, mit dem Anbruch des Tages in die Vorstadt St. Jacques, bestiegen von da aus die Höhe des Montmartre und begaben sich sofort in die dort befindliche unterirdische Kapelle, in welcher vor Jahrhunderten Dionysius der Areopagit enthauptet worden sein soll. Es war dieß eine Art finsterner Gruft, von plumper, roher Bauart, mit nackten, grauschwarzen, von Rässe

triefenden Mauern und von Blumen und Wohlgerüchen, von Gold und Edelsteinen oder von irgend einer andern Ausschmückung ließ sich nicht das Geringste bemerken. Im Gegentheil, es sah hier alles ganz düster, traurig, kahl und stumm aus, und da von außen fast gar keine Luft eindringen konnte, so verbreiteten die angezündeten Kerzen nur ein falbes, spärliches Licht, bei dem sich die Kapelle noch schauriger ausnahm, als sie ohnehin schon war; den allerschaurigsten Eindruck aber machte der einfache, plumpe, steinerne Altar, denn hinter ihm erhob sich eine alte, schwerfällige Bildsäule, welche in ihrem ausgestreckten Arme ein vom Kumpfe getrenntes Haupt, das des heiligen Denis, hielt. Vor diesem Altare nun knieten die sieben Männer, so bald sie eingetreten waren, nieder und murmelten leise Gebete. Dann erhob sich einer von ihnen, Le Fevre, welcher allein bereits die Priesterweihe erhalten hatte, und las eine feierliche Messe, nach welcher er das heilige Abendmahl vertheilte. Kaum aber war dies geschehen, so stellte sich Ignaz von Loyola vor den Altar und schwur auf das Evangelium, von nun an nur noch ein Leben der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams zu führen. Er schwur, für immer und ewig nur allein für die Sache Gottes, der heiligen Maria und ihres Sohnes Jesus als ächter geistlicher Ritter zu kämpfen und in der Vertheidigung der heiligen römischen Kirche und ihres Oberhauptes, des Papstes, so wie in der Verbreitung des wahren Glaubens unter den Ungläubigen sein Leben einzusetzen. »Ad majorem Dei gloriam, zur Erhöhung des Ruhmes Gottes“, rief er, als er seinen Schwur geendigt hatte, und sein wildes glühendes Auge schoß dabei Blicke aus dem bleifarbenen, entfleischten Gesichte hervor. Nach ihm schwuren die sechs Andern denselben Schwur und Jeder rief zum Schlusse: »ad majorem Dei gloriam«; die Kapelle aber verließen sie auch nach dem Schwure nicht, sondern sie blieben, Gebete murmelnd, darin eingeschlossen bis an den späten Abend, ohne daß ein Bissen Speise oder ein Tropfen Wasser über ihre Lippen gekommen wäre. Und wie sie nun endlich sich von ihren Knien erhoben, da zeichnete Ignaz von Loyola drei große Buchstaben auf den Altar, und die drei Buchstaben hießen:

J. H. S.

„Was sollen diese drei Buchstaben bedeuten?“ fragten die Andern.

„Sie bedeuten,“ erwiderte Ignaz mit feierlicher Stimme: „Jesus Hominum Salvator, Jesus der Retter der Menschen, und sie sollen künftig der Wahlspruch unserer Stiftung sein.“

Diese drei Worte blieben der Wahlspruch der Gesellschaft und es lag in ihnen der Sinn, daß die Mitglieder derselben „Gehülfen des Heilands Jesus“ sein wollten.



„Die bekehrte“ erwiderte Jgnaz mit feierlicher Stimme: „Hominum Salvator, Jesus der Heiler der Welt, und sie sollen nicht die Heilung der Menschheit, sondern die Heilung der Welt suchen.“

„Nicht die Heilung der Menschheit, sondern die Heilung der Welt suchen.“

„Nicht die Heilung der Menschheit, sondern die Heilung der Welt suchen.“

„Nicht die Heilung der Menschheit, sondern die Heilung der Welt suchen.“

### Drittes Kapitel.

## Loyola in Rom.

Den ersten Anfang der Gesellschaft Jesu kennt nun der Leser, doch ging die Absicht Loyolas und seiner Genossen keineswegs dahin, sogleich, nachdem sie den Schwur auf dem Montmartre geleistet, aufzubrechen und mit der Bekehrung der Heiden und sonstigen Ungläubigen oder Ketzer zu beginnen; sondern sie wollten vielmehr, damit die reguläre Geistlichkeit nicht gegen sie einschreiten könne, noch so lange in Paris bleiben, bis jeder von ihnen seine theologischen Studien vollendet und die Priesterweihe erhalten habe. Von diesem guten Vorsatz mußte jedoch Jgnaz selbst schon nach kurzer Zeit nothgedrungen wieder abgehen, denn aus Freude über den glücklichen Fortgang seines Unternehmens kasteiete er seinen Leib wieder so grimmig, als früher zu Manresa, und er schwächte hierdurch seinen Körper so sehr, daß ihm die Aerzte erklärten, er müsse, wenn er wieder genesen wolle, nothwendiger Weise für eine längere Zeit ein wärmeres Klima, also entweder das südliche Frankreich oder Spanien, aufsuchen. Er wählte das letztere Land, nicht sowohl übrigens aus Anhänglichkeit an seine Geburtsstätte, als vielmehr, weil er bei dieser Gelegenheit seinen beiden Gefährten Laynez und Salmeron verschiedene Familienangelegenheiten ordnen konnte, wegen welcher diese sonst hätten selbst nach Spanien reisen müssen. Letzteres nämlich, das ist die Rückkehr des Laynez und Salmeron zu ihren Verwandten, um mit denselben wegen ihres Vermögens abzurechnen, wollte er um jeden Preis vermieden wissen, und zwar einfach deswegen, weil Gefahr da war, es könnte denselben das

Trachten nach der geistlichen Ritterschaft und die Missionswuth von ihren Angehörigen entleidet gemacht werden. Somit reiste er also im Frühjahr 1535 nach siebenjährigem Aufenthalt von Paris ab, nicht jedoch, ohne daß er für das Weitergelingen der Brüderschaft die gehörige Vorsorge getroffen und namentlich auch den Le Fevre, als den Ältesten nach ihm, zum interimistischen Vorstand derselben ernannt hätte. Ueberdem wurde abgemacht, daß die Sechse Ende Januar 1537 Paris zu verlassen hätten, um mit ihm in Venedig zusammenzutreffen, denn mit dem genannten Jahre mußte die Theologie absolvirt sein und also das Studiren aufgegeben werden; dagegen aber habe sofort die geistliche Ritterschaft und vor allem die Bekehrung der Ungläubigen in Palästina, wohin man am besten von Venedig aus gelange, zu beginnen.

Ignatius wurde von seinen Verwandten und Familienangehörigen — er reiste über Loyola und Azpeitia — sehr ehrenvoll aufgenommen und noch mehr verehrte ihn das Volk, daß er durch seine feurigen Buß- und Sittenpredigen anzulocken wußte. Ueberdem — mußte nicht schon der Umstand eine ungeheure Wirkung auf den gemeinen Mann machen, daß er seinen Aufenthalt nicht auf seinem väterlichen Schlosse nahm, sondern vielmehr im Spitale von Azpeitia, und daß er sogar sein Brod vor den Thüren bettelte, während ihm doch die kostbarsten Speisen am Tische seiner Angehörigen zu Gebote standen? So erlangte er bald einen großen Ruf durch die ganze Gegend und zu gleicher Zeit besserte sich auch seine Gesundheit fast zusehends. Dagegen aber schwanden ihm die anderthalb Jahre, die er im Ganzen in Spanien zubrachte, gleichsam wie im Nu dahin, und die Zeit, die er zur Zusammenkunft in Venedig festgesetzt hatte, kam heran, ehe er sich's versah. Somit machte er nun die Geschäfte, welche er für Laynez und Salmeron zu besorgen hatte, schnellstens, jedoch mit großem Geschick, ab, und ging dann im Herbst 1536 nach Valenzia, von wo er sich nach Genua einschiffte. Von hier pilgerte er zu Fuß und nicht ohne der Abenteuer und Fährlichkeiten mehrere zu bestehen, nach Venedig, und richtig stellten sich allda auch seine Genossen schon am 8. Januar 1537 ein, alle, wie wir wissen, in der Absicht, von da nach Jerusalem überzufahren, um die sämtlichen Türken in Christen zu verwandeln. Sie waren um mehrere Wochen früher,

als man ursprünglich ausgemacht hatte, von Paris abgereist, weil ein Krieg zwischen Spanien und Frankreich, der das Reisen nach Italien unmöglich gemacht hätte, bevorstand, und man kann sich also denken, wie unendlich glücklich sich Ignatius über ihre Ankunft fühlte. Ueberdieß kamen sie und dieß erfreute ihn noch weit mehr, nicht allein, sondern brachten noch drei Genossen mit, nämlich den Claude Lejay aus dem Kirchensprengel von Genf, den Johann Cordure aus der Stadt Embrun, und den Pasquier Brouet aus dem Kirchensprengel von Amiens, lauter junge und sehr fähige Theologen, welche Le Fevre für die Gesellschaft anwarb. Das Häuflein der „geistlichen Ritter“ belief sich demnach jetzt auf zehn, oder vielmehr, wenn ich's recht sagen will, auf dreizehn Personen, denn auch Ignatius hatte das Glück, während seines Aufenthalts in Venedig drei weitere Genossen zu finden, ich meine die beiden Brüder Stephan und Jakob Eguia, zwei Navarreser von sehr guter Geburt und Erziehung, sowie den Jakob Hoses aus Malaga, einen sehr scharfsinnigen Mann und zugleich geschworenen Feind des Ketzerthums, der aber leider, d. h. zum großen Leidwesen der Gesellschaft, schon nach ganz kurzer Zeit verstarb. Weil nun übrigens für den Augenblick mitten im Winter an die Abfahrt nach Palästina nicht zu denken war, so vertheilte Ignatius seine Genossen in den zwei Spitälern: „Zu den Unheilbaren“ und „Zu St. Johann und Paul“, und allda widmeten sich dieselben der Krankenpflege auf eine Weise, daß alsbald ihr Ruhm durch ganz Venedig und noch weit darüber hinaus erscholl. Sie nahmen sich nämlich nicht sowohl der gewöhnlichen Kranken, als vielmehr der Aussätzigen, so wie überhaupt derer an, welche kein anderer Wärter, selbst nicht gegen hohen Lohn, mehr bedienen wollte, und scheuten sich nicht, selbst auf die Gefahr der eigenen Ansteckung, die eckelhaftesten Geschwüre zu waschen oder gar, wenn es nothwendig war, mit dem Munde auszusaugen. Ja sie nahmen manchen unheilbaren Siechen, den man eben wegen seiner Unheilbarkeit aus dem Lazareth verstoßen wollte, in ihr eigen Bett auf und opferten sich also augenscheinlich für das Wohl der leidenden Menschheit! Was Wunder also, wenn das Volk förmlich für sie schwärmte?

Trotz allem dem hätte der Aufenthalt in Venedig beinahe wieder schweres Unheil über unsern Ignatius gebracht. Sein

Feuereifer begnügte sich nämlich keineswegs mit der Krankenpflege, sondern er trieb nebenbei auch das Predigen und das Volk lief schaarenweise herbei, wenn er auf dem Markusplatze oder an sonst einem öffentlichen Orte auftrat, um zur Buße und Heiligwerdung zu ermahnen. Dieser Erfolg ärgerte aber die sonstige Geistlichkeit Venedigs nicht wenig und dieselbe verbreitete daher unter der Hand das Gerücht, Ignaz sei ein aus Spanien oder Frankreich entfloherner Keger, der nun auch Italien mit dem Gifte seiner Lehren anstecken wolle. Ja nicht genug an dem — sie machte selbst das Inquisitionstribunal darauf aufmerksam und es war also zu befürchten, daß er wie früher in Alkala und Salamanka gefänglich würde eingezogen werden. In diesem kritischen Momente zeigte jedoch Loyola, daß es mit seinem Verstande, wie ich oben schon sagte, völlig zum Durchbruch gekommen sei, denn er wußte sich sofort in dem einflußreichen Johann Peter Carassa, Erzbischof von Theate \*) durch Schmeicheleien einen hohen Gönner zu verschaffen, und dieser wußte dem Handel eine solch vortheilhafte Wendung zu geben, daß der päpstliche Nuntius, Hieronymus Veralli, zu Gunsten des Angeklagten entschied. Auf diese Art also rettete sich diesmal Ignatius vor Schaden; allein er zog daraus auf's neue die Lehre, daß man, um ungestraft predigen zu dürfen, die Priesterweihe haben müsse, und er beschloß sofort, die hohe Gönnerschaft Carassas und Verallis zur Erwerbung derselben zu benützen. Weil er nämlich — und ganz in derselben Lage befanden sich noch mehrere seiner Genossen — die Theologie nicht vollständig absolvirt hatte, so stand ihm das Recht, die Ordination zu verlangen, nicht zu; dagegen

\*) Dieser Erzbischof von Theate, der nachherige Pabst Paul IV., war derselbe, welcher um jene Zeit den Orden der Theatiner — einen Orden regulärer Priester, deren Aufgabe es sein sollte, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit zu verbessern — stiftete, und man behauptet nun, der hohe Herr hätte den Ignaz durchaus unter seinen Ordensleuten haben wollen, dieser aber habe die Bitte abgeschlagen. Daß jedoch dem so war, möchte ich fast bezweifeln, denn Einem, dessen Gunst man braucht, gibt man keine abschlägige Antwort und es dürfte somit wohl eher anzunehmen sein, daß Peter Carassa gar keine solche Anmuthung an Ignazen stellte. War ja doch letzterer damals auf nichts aus, als auf die Heidenbekehrung, und war dies doch ein Vorhaben, welches der Erzbischof aus vollster Seele billigte!

konnte ihm der Pabst aus allerhöchster Gnade die Erlaubniß dazu ertheilen, und diese Gnade zu erlangen sandte er alsbald — im Frühjahr 1537 — die drei Hervorragendsten unter seiner Gesellschaft, den Kavier, Laynez und Faber, mit Empfehlungsbriefen Caraffas und Verallis wohl versehen, nach Rom ab. Die Deputation fand auch in der That die allerwohlwollendste Aufnahme bei Paul III., dem damaligen Pabste, und erhielt, nachdem sie das Vorhaben ihrer Verbrüderung: „zur Befehrung der Türken nach Palästina zu ziehen“ auseinandergesetzt, nicht nur die gewünschte Erlaubniß zur Ordination für alle diejenigen ihrer Genossen, die noch nicht Priester waren, sondern auch noch den päpstlichen Segen und ein Präsent von sechzig Dukaten „als Beitrag zum Reisegeld nach Jerusalem.“ Dies war fast mehr, als man hatte erwarten können und Ignatius nahm sich daher fest vor, das Geheimniß der „Gönnerschaft“ stets so sehr als möglich zu kultiviren; vor allem aber machte er von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch und ließ sich sofort mit den Seinigen von dem Bischof von Arba die Priesterweihe geben.

Mit dem Frühjahr sollte nach ihrer früheren Verabredung die Reise über's Meer nach Jerusalem angetreten werden, allein der jetzt eben ausgebrochene Krieg der Republik Venedig mit der ottomanischen Pforte hemmte jede Verbindung mit dem heiligen Lande und es mußte also von der beabsichtigten Reise wenigstens für jetzt abgestanden werden. Was nun thun? Etwa auf der faulen Haut und vom Bettel lebend liegen bleiben? Oder fortfahren, sich dem Spitaldienste in Venedig zu widmen, wie sie nun seit mehreren Monaten gethan? Nein, das wäre doch ein allzuenger Kreis für Männer, wie sie, gewesen und überdem hatten sie jetzt nicht die so lang ersehnte Priesterschaft erhalten, die ihnen das Recht gab, sich gänzlich dem Seelenheil der Menschen zu widmen — das Recht zu predigen und durch die Predigt zu befehren? Ja, wahrhaftig, es wäre eine Sünde gewesen, wenn sie von diesem Rechte keinen Gebrauch gemacht hätten, und so beschloß denn Ignatius, mit allen seinen Genossen alsbald zum Werke zu schreiten. Doch nein, nicht alsbald, sondern erst nach einer vierzigtägigen Vorbereitung mit Beten und Fasten und Sichselbstkasteien. Dann aber vertheilte Ignatius seine Gesellschaft so, daß er selbst mit Faber und Laynez

in Vicenza sein Domicil aufschlug, während Xavier und Salmeron nach Monfalcone, Codüre, Hofez und die zwei Eguia nach Treviso, Lejay und Rodriguez nach Bassano, Brouet nebst Bobadilla aber nach Verona gingen, in welchen Städten sie sofort das Predigen Alle zu einer Stunde und an einem und demselben Tage begannen. Ich sage „Predigen“, allein wer dieses Wortes wegen auf den Glauben käme, es sei dies ein Predigen im gewöhnlichen Sinn des Wortes gewesen, der würde sich in einem unendlichen Irrthum befinden. Loyola und seine Genossen stellten sich vielmehr an irgend einem freien Platz, an irgend einer Straßenecke, wo es sehr frequent zuzugehen pflegte, auf einen Stein oder etwas anderes dergleichen, schlangen ihre Hüte in der Luft herum, gesticulirten dazu mit Händen und Füßen und schrieten einzelne Worte mit so lautem Hallo, daß die Leute unwillkürlich stehen blieben. Hatte sich dann ein gaffender Haufen gefunden, so ging das Haranguiren desselben, das Ermahnen zur Buße und zur Verachtung des weltlichen Wesens, so wie umgekehrt die Schilderung der Vorzüge eines Heiligen und die Ausmalung der Reize des Paradieses für die Gottseligen auf eine wahrhaft stürmische Weise los, denn feurige Beredsamkeit und glühende Begeisterung konnte man keinem der Redner absprechen. Umgekehrt aber hatte ihr Vortrag auch viel Komisches, indem sie ohne Ausnahme nur wenig von der italienischen Sprache verstanden und daher lateinische, spanische, französische und italienische Brocken im buntesten Gemisch vorbrachten. Trotzdem war ihr Auftreten nicht ohne Wirkung und selbst die ärgsten Spötter schlugen sich oft, wenn sie eine Weile zugehört, voll Reue an die Brust, aber diese Wirkung schrieb sich nicht von ihrem Vortrage her, dem meist alle Klarheit und aller Zusammenhang fehlte, sondern vielmehr von ihren Bewegungen, von ihrem Geberdenspiel, von ihrer phantastischen Aeußerlichkeit, und zugleich von dem offenbaren Ernste, der aus ihren Worten sprach.

Auf diese Art trieben es Ignatius und seine Genossen ein gutes halbes Jahr lang und zwar, wie ich bereits erwähnte, mit einem Erfolge, auf den sie stolz sein durften. Während dieser Predigthei-zeit aber machten sie alle die bittere Erfahrung, daß das Gift der Keterei sich schon weit tiefer in die Herzen der Menschen eingebohrt habe, als es oberflächlich betrachtet der Fall zu sein schien, und

tief ergriffen hievon frug sich Loyola wieder wie einstens in Paris, auf welche Weise solchem Grundübel gesteuert werden könnte? „Die römische Kirche, das Papstthum, der Pabst selbst,“ rief er sich zu, „ist in der größten Gefahr, und das ganze bisherige Religionsgebäude muß zusammenstürzen, wenn nicht, weil die früheren Stützen sämmtlich von Moder zerfressen sind, total neue Grundpfeiler aufgeführt werden.“ Immer weiter forschte er diesem Thema nach und immer öfter besprach er sich hierüber mit dem Klügsten, Gebildetsten und Klarsten unter seinen Genossen, nämlich mit Jakob Laynez, bis endlich der Entschluß feststand, sich dem Pabste zur Vertheidigung des Papstthums gänzlich zur Verfügung zu stellen. Somit wurden alsbald — im Herbst 1537 — die sämmtlichen Brüder nach Vicenza zu einer großen Berathung zusammenbeschieden und in dieser setzte ihnen Loyola sein neues Vorhaben mit ungemainer Ueberzeugungskraft aus einander. Die Reise nach Palästina, rief er ihnen zu, wäre gewiß ein recht verdienstliches Werk, und sie dürften auch den Zweck, zu welchem sie sich verbunden hätten, den Zweck der Heidenbefehrung nie aus den Augen verlieren; noch verdienstlicher aber sei es, das Papstthum oder, wie er es nannte, das Christenthum gegenüber dem Ketzertum zu retten, und um diesen Zweck, den zu verfolgen sie ja auf dem Montmartre ebenfalls geschworen hätten, handle es sich nunmehr vor Allem. Sie sollten einmal darüber nachdenken, warum wohl die Vorsehung gerade jetzt den Krieg zwischen den Türken und Venedigern habe entstehen lassen? Gewiß aus keinem andern Grunde, als um sie von der Reise nach Palästina abzuhalten, dieweil sie zu etwas Größerem bestimmt seien! „Bieten wir also dem heiligen Vater,“ so schloß Ignatius seine begeisterte Rede, „unsere Dienste an und sagen wir ihm, daß wir uns entschlossen haben, ein großes Heer von geistlichen Rittern aufzubringen, deren ganzes Sein und Denken nur allein auf die Niederwerfung aller Feinde Roms unter das Banner des Heilandes gerichtet sein soll!“ Diese Worte zündeten, und nicht nur erklärten sie sich sofort mit dem Vorschlag Loyola's einverstanden, sondern sie begeisterten sich sogar förmlich für den Gedanken, eine „Phalanx Jesu“, zu deutsch „eine Genossenschaft von Jesusstreitern“, wie sich der ritterlich geborene Ignatius ausdrückte, zu bilden. Somit wurde also der Beschluß gefaßt, Loyola selbst

sollte sofort mit Faber und Laynez nach Rom gehen und sich dem Pabste zu Füßen werfen; die andern aber nehmen die Verpflichtung auf sich, große Rundreisen in Italien zu machen und da so viele Mitstreiter als möglich zu werben, damit die dem Pabste zur Verfügung zu stellende Genossenschaft eine recht ansehnliche sei.

Von diesem Zeitpunkte an tritt die Sache des Ignatius und seiner Genossen in ein ganz neues Stadium, denn es handelte sich jetzt nicht mehr von einem kleinen „Missionsverein“, wie früher, sondern „von einer größeren Gesellschaft mit einem bestimmten Programm, mit bestimmten Statuten“; mit andern Worten: es handelte sich „von einem neuen Orden“, der unter dem Titel „Phalanx Jesu“ das Licht der Welt erblicken sollte. Vor der Hand übrigens hütete sich Loyola, nachdem er mit seinen beiden Begleitern im Oktober in Rom angekommen war, gar wohl, wenn er von seinem Unternehmen sprach, den Ausdruck „Orden“ zu gebrauchen, weil ihm nur zu gut bekannt war, daß man im Vatikan auf sämtliche Orden, ihrer erwiesenen gegenwärtigen Nutzlosigkeit halber, ganz und gar nicht freundlich zu sprechen sei; dagegen aber beleihtigte er sich um so mehr, sich seinem in Venedig gefaßten Grundsätze gemäß Gönner und zwar Gönner aller Gattungen zu erwerben, um durch diese, wenn auch auf Umwegen, sein Ziel desto sicherer zu erwerben. Von diesen Gönnern nenne ich vor Allem einen alten Bekannten, den berühmten Pariser Professor und Doktor der Gottesgelehrsamkeit, Pater Ortiz, welcher sich damals im Auftrage Kaiser Karls V. in Rom befand und eine bedeutende Rolle am päpstlichen Hofe spielte, denn eben dieser Ortiz war es, der den Ignaz dem Pabste Paul III. vorstellte. Auch nahm Letzterer das Anerbieten, „eine Compagnieschaft Jesu zu Bekämpfung des Ketzerthums“ zu bilden, mit großem Wohlgefallen auf, und erlaubte nicht nur dem Loyola selbst, in Rom in allen Kirchen zu predigen, sondern räumte zugleich dem Le Fevre und Laynez zwei theologische Lehrstühle an dem Collegium della Sapienza ein. Die Bahn war also gebrochen oder wenigstens der allererste Anfang gemacht.

Durch Ortiz wurde Loyola auch mit den beiden Cardinälen Gastpar Contarini und Vincenz Caraffa, zwei äußerst klugen, wenn auch nicht gerade besonders heiligen Männern bekannt;



und beiden gefiel die Idee der Compagnieschaft Jesu ebenfalls außerordentlich wohl; doch meinten sie, es sollte vor Allem mehr Klarheit in die Idee gebracht und ein förmliches Statut für die zu gründende Gesellschaft entworfen werden, denn erst „wenn man genau wisse, was man wolle, sei man im Stande, etwas Tüchtiges zu leisten. Insbesondere dürfe,“ setzten sie hinzu, „die neue Gesellschaft kein Abklatsch eines der vielen schon bestehenden Orden sein, sondern es müsse etwas noch nie Dagewesenes gegründet werden, dessen Nutzen für das Papstthum unverkennbar sei, indem es sich sonst nicht der Mühe lohnen würde, seine Bestätigung durch den Papst durchzusetzen.“ In Folge dieser Weisungen berief sofort Loyola alle seine Genossen, auch die neu gewonnenen, nach Rom, um sich mit ihnen über das zu entwerfende Gesellschaftsstatut zu berathen und dieselben fanden sich natürlich auch alsobald im Anfang des Jahres 1538 ein; allein es vergingen Monate und sogar viele Monate, bis sie mit der Sache zu Stande kamen, trotzdem sie der Mitglieder nunmehr bereits nicht wenige zählten, welche es an Scharfsinn und Verstand mit Jedermann aufnahmen. Ja vielleicht wäre ihnen ihre Erfindung gar nie gelungen, wenn nicht auch noch Andere, wie besonders der Doctor Ortiz und die beiden genannten Cardinäle, mitgeholfen hätten, und es kann also natürlicher Weise nie behauptet werden, daß die Satzungen des Jesuitismus, so wie sie nachher ins Leben traten, sämmtlich oder auch nur zum großen Theil von Ignaz von Loyola herrühren. Die Idee desselben, der Gedanke, eine Phalanx Jesu zu errichten, gehört ihm und nur ihm allein an; bei der Ausführung dieses Gedankens aber, bei seiner Gestaltung zum Begriff und bei dem Weiterbau dieses Begriffs wirkten noch eine Menge anderer Kräfte und Köpfe mit und es ist nur schade, daß es in der damaligen Zeit noch keine Stenographie gab, denn sonst wäre uns ohne Zweifel der Wortlaut jener langen und ernstlichen Berathungen aufbewahrt worden, so daß wir genau wüßten, was und wie viel jedem der Theilnehmer an denselben zuzuschreiben ist. Wenn dieß sich aber auch so verhielt, wie von Jedermann, selbst den allereifrigsten Jesuitenfreunden zugegeben werden muß, so darf man doch auch wieder auf der andern Seite nie vergessen, daß Loyola stets die Seele der Berathungen blieb und daß die endliche Besiegung all' der vielen Hindernisse, welche

der Gründung des Ordens entgegenstanden, nur allein seinem Feuereifer und seiner unbefiegbaren, alles überdauernden Willenskraft zuzuschreiben ist.

Man wird sich nämlich wohl denken können, daß Loyola und seine Gefährten durch ihre Kleidung schon und noch mehr durch die Art und Weise, wie sie das Publikum haranguirten, großes Aufsehen in Rom erregten und sogar in Kurzem bei einem großen Theile der Einwohner eine Art von Celebrität wurden. Schon dieß erregte den Neid der andern, besonders der niederen Geistlichen, und dieselben beklagten sich mit mehr oder minder Recht, daß die neu aufgetauchten „Schwarzröcke“ — so nannte man sie in Rom — ihnen in's Handwerk griffen. Noch zorniger geberdeten sich die Mönche, und als vollends laut wurde, daß es die Absicht des Ignatiuss sei, einen neuen Orden zu gründen, da kannte ihre Wuth gar keine Grenzen mehr. „Was?“ riefen sie, und zwar als erste Stimmführer die Augustiner und Dominikaner, welche bisher gewohnt gewesen waren, die fettesten Bissen des Volkes in Anspruch zu nehmen! „Was? unser Tisch ist durch die leidige Reformation und die Aufklärung, welche unter die Leute gedrungen ist, ohnehin schon sehr geschmälert und jetzt wollen sich gar noch einige hergelaufene Bagabunden eindringen, um uns noch den letzten Rest zu verkümmern? Nein, das soll ihnen nicht gelingen und wenn wir Leib und Leben daran setzen müssen!“ In der That gingen die genannten Mönche auch sogleich an's Werk und ließen alle Mienen springen, um den Ignaz mit den Seinigen zu Grunde zu richten. Namentlich streuten sie auch den Verdacht aus, die Schwarzröcke seien geheime Anhänger „der neuen Lehren“, also Luthers und der Reformatoren, und forderten die Inquisition auf, gegen diese gefährlichen Emissäre, welche schon in Spanien den Händen der Gerechtigkeit nur durch Lügen entchlüpft seien, einzuschreiten. In Folge dessen wurde eine Untersuchung eingeleitet und wenig fehlte, so wäre Ignaz verhaftet worden; allein in dieser Beziehung, d. h. in Beziehung auf die Kezerei stand Niemand reiner da, als er, und so konnte es ihm natürlich nicht schwer fallen, sich von dem gemachten Vorwurfe vollständig zu rechtfertigen. Ja nicht genug an dem, sondern es gelang auch seinem rastlosen Drängen, durch einen am 18. Dezember 1538 erfolgten Urtheilsspruch des Gerichts eine

förmliche öffentliche Genugthuung durchzusetzen, welche für seine Ankläger äußerst demüthigend, für ihn aber äußerst ehrenhaft ausfiel.

Seit dieser Zeit stieg der Kredit Ignaziens mit jedem Tage um ein Bedeutendes und er beeilte sich natürlich, denselben zur Gewinnung neuer Gönner und Anhänger aufs Nachdrücklichste auszubenten. So gewann er unter Anderen den Franziskus Strada, einen durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann, so den Pietro Codaci, einen höheren Offizier und Anverwandten des Papstes, welcher sein ganzes sehr bedeutendes Vermögen der neuen Gesellschaft zur Verfügung stellte; so den Quirino Garzoni, der dem Ignatius bei St. Trinita am Fuße des Bergs Quirino ein eigenes Haus einräumte, um darin mit seinen Gefährten zu wohnen. Doch nicht bloß unter den Reichen und Vornehmen suchte er sich Proselyten zu erwerben, sondern er spekulirte auch insbesondere auf die Freundschaft der großen Masse, und deswegen war es einer seiner Hauptgrundsätze, den er nie aus den Augen verlor, die Armen und Nothleidenden durch die milden Gaben, welche er von den Reichen erbettelte, zu unterstützen. Dieß that er namentlich im Winter von 1538 auf 1539, wo eine Hungerstoth viel Elend in Rom verbreitete, und man kann sich daher denken, wie sehr die Schwarzröcke vom gemeinen Mann verehrt wurden. Wenn aber dieß der Fall war, wenn Vornehm und Gering zu gleicher Zeit das Lob des Ignatius im Munde führten, mußte da nicht der Papst, und um dessen Guust war es ihm des zu gründenden Ordens wegen vor Allem zu thun, immer mehr auf ihn aufmerksam, immer mehr für ihn gewonnen werden? Eben aus diesem Grunde machte er sich jetzt auch an die Bekehrung der Juden, deren es damals in Rom sehr viele und sehr reiche gab, und bald durfte er sich rühmen, nicht geringe Resultate erzielt zu haben. Freilich, aber durch welche Mittel! Unter Anderem durch eine vom Papste erwirkte Verfügung, daß kein Arzt an das Krankenbette eines Juden treten dürfe, bevor dieser nicht gebeichtet habe, respektive zum Christenthum übergetreten sei! Ignatius setzte also den Juden so zu sagen das Messer an die Kehle, um sie zu bekehren, und wir können hieraus jetzt schon einen Schluß ziehen, von welchem Geiste die Compagnieschaft Jesu beseelet sein mußte.

Am allermeisten übrigens mußte sich der neue Ordensstifter

dadurch in die Höhe zu bringen, daß er die Damen Rom's für sich zu gewinnen suchte und zwar insbesondere diejenige Classe von Damen, deren Namen man in gebildeter Gesellschaft sonst nicht in den Mund nimmt. In der Zeit nämlich, in welcher unsere Geschichte spielt, herrschte in Rom, wie allgemein bekannt ist, eine fast gränzenlose Zügellosigkeit, und es schien beinahe, als ob sich die Curtisanen von ganz Italien hier zusammengefunden hätten. Jeder, der nur irgend über Geld verfügen konnte, er sei nun ein Weltlicher oder ein Geistlicher, ein Verheiratheter oder ein Unverheiratheter, ein Junger oder ein Alter gewesen, hielt sich seine eigene Maitresse und nicht wenige begnügten sich kaum mit zweien oder dreien. Davon war aber keine Rede, daß sich diese Schamlosigkeit hinter die Mauern der Häuser zurückgezogen hätte, sondern die besagten Damen stolzirten bei Tag wie bei Nacht in den Straßen umher und bei allen Aufzügen so wie besonders auch in den Kirchen waren sie immer diejenigen, die sich in ihrer halbnackten Schönheit ganz vornhin stellten. Ueberdem wimmelte es in der Residenz des Nachfolgers Christi von jener noch verächtlicheren Sorte weiblicher Geschöpfe, welche man unter dem Namen der öffentlichen Dirnen kennt, und da sich alljährlich eine überaus große Anzahl von Fremden in Rom einzustellen pflegte, so fanden Tausende und Abertausende von verlorenen Mädchen Gelegenheit, von der Preisgebung ihrer körperlichen Reize ihr elendes Dasein zu fristen. Das war nun allerdings ein großer Skandal, allein da es in andern großen Städten auch nicht viel gesitteter zugeht, und es in Rom, seit es die Hauptstadt der Christenheit geworden war, schon viel liederlichere Perioden gegeben hatte, so würde man auch jetzt höchsten Orts ein Auge zugedrückt haben, wenn nur — Ein Umstand nicht gewesen wäre. Ich meine den Umstand, daß Luther damals die Regeneration des Christenthums predigte, und daß alle seine Anhänger mit Fingern auf die alte Cäsarenstadt deuteten. Ja man gab ihr jetzt allgemein in Deutschland den Namen der „babilonischen Hure,“ welchen Luther für sie erfunden hatte, und selbst in den Ländern, in welchen der römische Glaube noch am unangetastetsten florirte, jauchzte alle Welt dieser Benennung Beifall zu. Solches mußte anders werden, wenn nicht der größte Schaden für den Papst und seine Herrschaft daraus erwachsen sollte, und Paul III.

setzte daher eine Commission von Cardinälen nieder, die sich mit den Mitteln, das Uebel zu beseitigen, beschäftigen sollte. Die Commission trat zusammen und hielt mehrere Monate lang jede Woche eine Sitzung. Die besagten Mittel dagegen fand sie nicht, denn von dem einzigen Vorschlag von Verstand, der gemacht wurde, nämlich dem, die verrufenen Dirnen mit Gewalt aus der Stadt zu schaffen, mußte man gleich wieder abstehen, weil sonst eine Revolution unter dem Pöbel zu befürchten gewesen wäre. Die Zügellosigkeit feierte also fort und fort ihre Orgien, und die Kirchenfürsten befanden sich in der trostlosesten Verlegenheit. Da trat Ignaz von Loyola auf den Schauplatz, und was die mit der höchsten Macht bekleideten Cardinäle hatten aufgeben müssen, das setzte er ganz allein durch. Wie nun aber das? Ganz einfach durch den Einfluß, den er auf die Sinne jener sinnlichen Wesen zu gewinnen wußte! Vor allem sammelte er bei den vornehmen Damen Roms Geld, um damit ein Kloster für bekehrte Sünderinnen zu errichten, und da er diese Damen zugleich zu „Patronessen des Klosters“ ernannte, so steuerten dieselben schon aus Eitelkeit große Summen zusammen. Es wurde also in aller Schnelligkeit ein passendes Gebäude aufgeführt, und nachdem es in seinem Innern sehr zierlich und einladend hergerichtet war, mit dem schönen Namen „zur heiligen Martha“ getauft. Ein eigentliches Nonnenkloster wollte Ignaz jedoch nicht daraus machen, sondern seine künftigen Bewohnerinnen sollten das Recht haben, dasselbe nach Belieben wieder zu verlassen, wenn es ihnen nicht darinnen gefiele. Auch hatten sie aus eben diesem Grunde keinerlei Gelübde abzulegen, und eben so wenig mußten sie nach einer gewissen Regel leben. Kurz jeder Zwang war zum voraus verpönt, und dagegen des Unlockenden durch die Aussicht auf ein bequemes Dasein ohne die Mühseligkeit der Arbeit unendlich viel gegeben. Nachdem es nun Ignatius so weit gebracht hatte, fing er an, nicht sowohl öffentlich als insgeheim für seine neue Stiftung zu werben, und bald hatte er unter den Ärmsten und Verlassensten jener verlorenen Mädchen wenigstens einige Duzende gewonnen, denen er sofort den pomphaft tönenden Namen der „Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau“ beilegte. In unsern nüchternen Tagen würde man „von einem Asyl oder Zufluchtsort für gefallene Mädchen“ ge-

sprochen und dadurch eine natürliche Ehen, in dasselbe einzutreten, geweckt haben; durch den Eintritt „in die Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau im Kloster St. Martha“ dagegen fühlten sich die Mädchen gehoben, statt gedrückt, und eine jede von ihnen hielt sich nun für eine Art von büßender Magdalena. Doch das war noch das wenigste. Sobald das St. Marthakloster nur einigermaßen bevölkert war, fing Loyola an, mit seinen schönen Büsserinnen große Prozessionen abzuhalten, und entfaltete dabei einen solchen Glanz, daß immer ganz Rom auf die Beine kam, sobald er sich mit seinem eigenthümlichen Gefolge auf der Straße zeigte. Voraus ging dabei stets ein Trupp hübscher Kinder, welche herrlich duftende Rauchfässer schwenkten oder auch einen Blumenregen über die gaffende Menge zu beiden Seiten ausschütteten. Dann kamen drei riesige Männer, deren jeder eine noch riesigere Fahne trug. Auf der erstern standen mit Rubinen reich geschmückt die drei Buchstaben J. H. S., das ist Jesus Hominum Salvator; auf der zweiten prangte das Bild der Mutter Gottes mit der Unterschrift: Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau; auf der dritten endlich erblickte man das Bild einer wunderschönen Büsserin, welcher von drei Engeln die Märtyrerkrone aufgesetzt wurde. Auf die Fahnenträger folgte Ignatius, umgeben von seinen Genossen, alle im enganliegenden bis zu den Knöcheln reichenden schwarzen Rocke und mit dem schwarzen breitrandigen aber an allen vier Seiten eingebogenen Hute, wie ihn die Jesuiten heute noch tragen. Hinter Ignatius schritten die Büsserinnen, d. h. die Bewohnerinnen des St. Marthaklosters, einher, doch nicht im traurigen Büssergewande, sondern in weiße Musselinröcke gehüllt und fröhlich aufgeputzt mit Blumen in den Haaren und Perlschnüren um den Hals. Den Schluß bildeten jüngere Mitglieder der Compagnieschaft Jesu, den Rosenkranz in den Händen und die Blicke demüthig zur Erde gesenkt; alle zusammen aber sangen mit lauter Stimme die Hymne: Veni creator Spiritus — Komm Gott Heiliger Geist — oder auch ein anderes entsprechendes Lied. Auf diese Art erschien Loyola mit seiner Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau in den Straßen Roms und vor jedem Cardinalspalaste, sowie insbesondere vor jeder Wohnung einer der vornehmen Patronessen wurde ein kurzer Halt gemacht, wodurch sich die Ersteren sowohl als die Letzteren

nicht wenig geschmeichelt fühlten. Die Folge war, daß der Erfinder dieser Professionen von allen Seiten in seinem Unternehmen gefördert wurde, und dieses gedieh also mehr und mehr, trotzdem es die aufgeklärteren Römer selbst natürlich nicht an Spott fehlen ließen. Ja Einzelne der schönen Sünderinnen begeisterten sich förmlich für die Sache und so füllte sich das Kloster zur heiligen Martha in Kurzem von oben bis unten an; der Name Ignatii aber erscholl in alle Lande, denn man sorgte dafür, daß überallhin berichtet wurde, er habe sämtliche Lustdirnen und Buhlerinnen Roms in fromme Büsserinnen verwandelt! Wenn man sich nun übrigens dieses Werk Loyola's etwas näher beim Lichte betrachtet, so dürfte der Nimbus ziemlich schwinden, und namentlich darf man demselben einen eigentlichen moralischen Werth nicht beilegen. Einmal nämlich trat nur ein sehr kleiner Theil der anrühigen Damen in die Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau ein, was schon daraus erhellt, daß das Kloster der heiligen Martha keine dreihundert Büsserinnen faßte, und die Bekehrung der römischen Lustdirnschaft reducirte sich demnach, wenn nicht ganz auf Null, so doch auf ein Minimum. Zum zweiten war von einer wirklichen Bekehrung, das heißt von einer Sinnesänderung und Besserwerdung, wohl bei keiner einzigen der Büsserinnen die Rede, sondern die Neue wurde vielmehr bloß zur Schau getragen und bestand in nichts als im Beichten der begangenen Sünden, worauf dann sofort die Absolution erfolgte. Dessenungeachtet erzielte Loyola dadurch zwei ungemaine Vortheile, nämlich zuerst den, daß der heil. Vater — weil in die Welt hinausposaunt wurde, die ganze Zügellosigkeit Roms sei ins Kloster gegangen, und weil in Folge dessen die schweren Vorwürfe der Anhänger der Reformation über die Lieberlichkeit der hohen Geistlichkeit am päpstlichen Hofe zurückgewiesen werden konnten — sich ihm zu großem Danke verpflichtet fühlen mußte, und sodann den, daß er durch das Beichtthören so vieler Buhlerinnen und Maitressen hinter eine Menge von Geheimnissen kam, die für ihn einen außerordentlichen Werth hatten. Oder wie? Durfte künftig ein Cardinal oder sonstiger Vornehmer es wagen, ihm in seinem Ordensvorhaben entgegenzutreten, wenn derselbe sich bewußt war, daß Loyola in seine Liebesintriguen und sonstigen Verirrungen von dieser oder jener Donna Olympia oder Julia wahr-

scheinlicher Weise eingeweiht worden sei? Ueberdieß — welchen Einfluß hatten nicht diese schönen Sünderinnen, wenn sie, wie meist geschah, später aus dem Kloster St. Martha wieder in die Welt zurücktraten, auf ihre Liebhaber, und welcher Spielraum wurde dadurch ihm, dem Beichtvater, gegeben? Darum beging Loyola nie in seinem Leben eine klügere Handlung, als die, sich der Buhlerinnen Roms anzunehmen, und von dort an haben sich alle seine Schüler und Genossen stets bemüht, vor Allem das Weib, ob angetraut oder nicht, für sich zu gewinnen.

Auf diese Weise faßte Loyola festen Fuß in Rom, und als er nun glaubte, der Gönner und Beeinflusser des Papstes hinlänglich viele gewonnen zu haben, ließ er im August 1539 sein inzwischen fertig gewordenes Ordensstatut durch den ihm so sehr gewogenen Cardinal Contarini Seiner Heiligkeit dem Papste, der sich damals zu Tibur aufhielt, übergeben. Dieser beauftragte den Pater Thomas Badia, seinen damaligen Obersthofmeister (Magistrum Sacri Palatii), der aber nachmals zum Cardinal erhoben wurde, die Schrift durchzulesen, nahm sie aber, als Badia ihr großes Lob zollte, doch auch selbst in die Hand, und rief, nachdem er sie sorgfältig geprüft, voll Staunen und Bewunderung: „*Digitus Dei est hic*," zu deutsch: „Der Finger Gottes ist darin!" Sofort ließ er am 3. Sept. 1539 den Ignaz vor sich rufen, machte ihm die größten Lobsprüche und erklärte ihm, daß die Bestätigung der neuen Gesellschaft gar keinen Anstand habe. Wer war nun froher als Loyola? Doch leider trübte sich diese Freude sogleich wieder, denn wie er nun darauf drang, daß Seine Heiligkeit die mündliche Gutheißung des Ordens auch schriftlich, das ist durch eine Bulle, bethätigen möchte, da kamen dem Beherrscher der Christenheit doch nachträglich einige Skrupel. „Die Sache sei allzuwichtig," meinte jetzt der Pontifex, „als daß er seinen eigenen Ein- und Ansichten ganz allein vertrauen dürfe; sie müsse vielmehr, wie bei allen eingreifenderen Kirchenfragen üblich, von einer Commission von Cardinälen zuvor geprüft werden, und erst wenn diese ein günstiges Gutachten ausstellten, könne er als Papst das letzte Jawort geben." In der That ernannte er auch sogleich eine solche Commission, bestehend aus drei der vornehmsten Cardinäle, allein es mußte als ein schlechtes Omen gelten, daß der Eine dieser Dreie der eben so



gelehrte als rechtschaffene und kluge Cardinal Bartholomäus Guidiccioni war, welcher, wie man allgemein wußte, die geistlichen Orden durchaus nicht begünstigte. Den Ignaz erfaßte daher eine große Angst für das Geschick seines Statuts, und daß er guten Grund zu dieser Angst hatte, das bewies die nächste Zukunft. Guidiccioni nämlich erklärte von vornherein, daß die vorgeschlagene Gesellschaft schon deswegen durchaus unzulässig sei, weil die vierte Lateranische Synode vom Jahr 1215 und die zweite Lyonische von anno 1274 sich ganz bestimmt gegen alle und jede Errichtung von neuen Orden ausgesprochen habe. Selbst übrigens dann, wenn dieses kirchliche Verbot nicht bestände, müßte man von der Bestätigung der von Loyola proponirten Gesellschaft abstehen, weil dadurch nur der Neid und die Eifersucht der schon existirenden Orden geweckt würde, und es bestehe doch wahrhaftig des Hasses und der Zwietracht schon so viel in der Kirche, daß man jeden Anlaß zu neuen Conflicten auf's sorgfältigste vermeiden sollte. „Schafft lieber,“ sagte er am Schluß seines Gutachtens, „die Orden ganz ab — oder reduzirt wenigstens ihre übermäßige Anzahl —, als daß ihr einen Zuwachs von Mönchen in's Leben ruft, die, wie wir alle wissen, gegenwärtig dem päpstlichen Stuhl mehr Schaden als Nutzen bringen.“ So urtheilte Cardinal Guidiccioni, und seine beiden Mitcollegen stimmten ihm, wenigstens im Anfang, vollkommen bei, so daß der ehrgeizige Loyola fast in Verzweiflung gerieth. Endlich aber, nachdem ihr Widerstand fast anderthalb Jahre gedauert hatte, gelang es doch den Bemühungen Ignatii und seiner Freunde, sie umzustimmen, und schließlich verwandelte sich selbst der Cardinal Guidiccioni aus einem Feinde des Ordens in seinen eifrigsten Fürsprecher. Und worin lag nun der Grund zu dieser Sinnesänderung? Einzig und allein darin, daß die Cardinäle die Ueberzeugung gewannen, „die neue Gesellschaft werde ein Hebel sein, an dem sich der durch die Reformation so gar sehr erschütterte römische Katholicismus wieder emporraffen könne, ein Hebel und Stützpunkt für den Pabst und das Pabstthum, wie bisher noch keiner existirt habe;\*) diese Ueberzeugung aber gewann sie theils dadurch, daß sie das Statut

\*) Daß der Pabst den Jesuitenorden nur allein aus Nützlichkeitsgründen,

des Ordens und seine darin dargelegten Grundsätze und Regeln einer nochmaligen und sehr genauen Prüfung unterwarfen, theils aber auch durch die erläuternden Zusätze, zu denen sich Loyola und seine Freunde verstanden. Nachdem nun übrigens das mit der Prüfung des Ordensstatuts beauftragte Collegium sich günstig für dasselbe ausgesprochen hatte, nahm natürlich der Pabst selbst keinen Anstand mehr, die neue Gesellschaft unter dem Namen «Societas» oder „Gesellschaft Jesu“ \*) feierlichst zu bestätigen, und zwar geschah dieß durch eine eigene vom 27. Sept. 1540 datirte und mit den Worten «Regimini militantis ecclesiae» beginnende Bulle.

Also und auf diese Weise ist der Jesuitenorden in's Leben gerufen worden.

d. h. darum, weil er glaubte, daß durch ihn die gesunkene Pabstmacht wieder zu Ehren gebracht werden würde, bestätigt hat, darüber sind alle Schriftsteller einig, und es äußert sich z. B. der gelehrte Schröd in dieser Hinsicht folgendermaßen: „Die Aufnahme und Begünstigung des Jesuitenordens durch den Pabst ist bei dem damaligen Zustande der katholischen Kirche nicht zu verwundern; vielmehr mußte er dem römischen Hofe sehr willkommen sein. Dieser hatte bereits ein so großes Gebiet (durch Luthers und Calvins Reformation) verloren und stand in Gefahr, immer noch mehr einzubüßen; die alten Mittel der Päbste, die Christen im Gehorsam zu erhalten, waren nicht mehr ausreichend, die übrigen Orden und geistlichen Gesellschaften, die ihnen sonst wichtige Dienste dabei geleistet hatten, waren schwach und verfallen in ihrem Innern und genoßen wenig Ansehen mehr in ihrer eigenen Kirche. Es wurden daher gegen so unternehmende und glückliche Gegner, als die römisch-katholische Kirche damals hatte, kräftigere Anstalten und thätigere Vertheidiger erfordert. Dazu bot sich eine Gesellschaft an, die sich den Befehlen der Päbste und allen Bedürfnissen der Kirche mit dem unbedingtsten Gehorsam zu widmen und aufzuopfern versprach, warum sie also zurückweisen?“

\*) Die meisten übrigen Orden nannten sich nach ihrem Stifter; Loyola aber wollte keine „Loyoliten“ oder „Ignatianer“, sondern er wollte „Jesuiten“, weil nicht „er“, sondern „Jesum“ der bleibende Heerführer der von ihm gegründeten Gesellschaft sein sollte. Eben deswegen hatte er auch von Anfang an im Sinn, seiner Gesellschaft den entsprechenden Namen „Phalanx Jesu“ oder auch „Compagnia di Giesu“, das ist auf Deutsch „Gesellschaft Jesu“ und auf Lateinisch „Societas Jesu“ zu geben, und es war also nicht der Pabst Paul III., der diesen Namen erfand, sondern vielmehr ganz allein Ignatius von Loyola. Die Benennung „Jesuit“ wurde übrigens erst nach Loyola's Tode gebräuchlich und kam, wenn man dem berühmten Etienne Pasquier, dem Advokaten der Pariser Universität in ihren Händeln mit dem Jesuitenorden in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts Glauben schenken darf, zuerst in Paris auf; früher nannten sich die Jesuiten: „Gefährten Jesu“, wie ich oben bereits erzählt habe.

#### Viertes Kapitel.

### Die Einrichtung und das Gesetzbuch des neuen Ordens.

Jeder meiner Leser wird nunmehr begierig sein, das Statut kennen zu lernen, welches Loyola dem Pabste vorlegte, und ich lasse daher dasselbe in wörtlicher Uebersetzung hier folgen.

„Wer,“ so beginnt jene denkwürdige Schrift, „als Mitglied unserer Gesellschaft, welcher wir den Namen Jesu beigelegt haben wollen, unter der Fahne des Kreuzes streiten und Gott dem Herrn allein, sowie dessen Stellvertreter auf Erden, dem römischen Pabste, dienen will, der soll sich, nach dem auf's feierlichste abgelegten Gelübde der Keuschheit, stets daran erinnern, daß er nunmehr einer Gesellschaft angehört, welche einzig und allein in der Absicht gestiftet wurde, um die Seelen der Menschen in der christlichen Lehre und im christlichen Wandel zu vervollkommen, so wie, um durch die öffentliche Predigt des göttlichen Wortes, durch geistliche Uebungen und Kasteiungen, durch Werke der Liebe, insbesondere durch den Unterricht der Jugend und die Unterweisung derer, die noch keine rechte Kenntniß des Christenthums haben, endlich durch Anhörung der Beichte der Gläubigen und wohlangebrachten geistlichen Trost den wahren Glauben fortzupflanzen; er soll stets Gott, oder, um deutlicher zu sein, die Zwecke unserer Stiftung und unseres Ordens, welche allein der Weg

zu Gott sind, vor Augen haben und sich nach seinen besten Kräften bestreben, diese Zwecke in Erfüllung zu bringen. Dagegen soll ein Jeder ein Genüge haben an dem Maße der Gnade, das ihm vom heiligen Geiste bescheeret wurde, und soll nicht im Unverstand mit Andern eifern, die vielleicht besser bedacht worden sind. Um aber dieß leichter ins Werk zu setzen, und um diejenige Ordnung, welche in einer jeden wohleingerichteten Gesellschaft von Nöthen ist, aufrecht zu erhalten, soll nur allein der von uns aus unserer Mitte zu wählende Vorgesetzte oder General das Recht haben zu entscheiden, wozu ein Jeder gebraucht werden könne, zu entscheiden, für welchen dieses und für welchen jenes Amt oder Geschäft passend sei.“

„Weiter soll dieser Vorgesetzte oder General mit Bewilligung seiner Genossen die Macht haben, für die Gesellschaft bestimmte Regeln und Constitutionen zu entwerfen, so wie er sie zur Erreichung des vorgesteckten Zwecks des Ordens für geeignet erachtet, doch nie ohne daß er die Genossen fragt und zu den Berathschlungen zieht. Bei wichtigen Anlässen und wo es sich von bleibenden Einrichtungen handelt, hat deßwegen der General die sämtlichen Gesellschaftsmitglieder oder doch den größten Theil derselben zusammen zu berufen und es entscheidet dann einfache Stimmenmehrheit; in minder ernstern Fällen aber und besonders, wenn Eile nothwendig ist, genügt es vollkommen, wenn nur diejenigen Genossen, welche gerade am Sitze des Generals anwesend sind, zu Rathe gezogen werden. Die Ausführung der Gesetze übrigens, also die eigentliche Befehlshabermacht und Feldherrngewalt kommt nur allein dem Vorgesetzten und keinem Dritten zu.“

„Kund und zu wissen sei ferner allen Mitgliedern unserer Gesellschaft und es bleibe dieß nicht nur an die Thüren ihrer „Professhäuser“, sondern auch in ihre Herzen selbst, so lange sie leben, mit großen Buchstaben hineingeschrieben, daß diese ganze Gesellschaft und demnach Alle und Jede, welche in dieselbe treten, sich damit zum treuesten Gehorsam gegen unsern heiligsten Herrn, den Pabst, so wie gegen alle seine Nachfolger verpflichten und nur in diesem Gehorsam

für Gott streiten dürfen. Obwohl nämlich in dem Evangelio gelehrt wird und es daher rechtgläubig feststeht, daß alle Christgläubigen dem römischen Papste als dem sichtbaren Haupte der Kirche und dem Statthalter Jesu Christi Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig sind, so halten wir uns doch, zu noch mehrerer Demüthigung dieses Ordens im Allgemeinen, so wie zur förmlichen geistigen Abtödtung eines jeden Einzelnen von uns und zur offenkundigen Verläugnung unsers eigenen Willens für verpflichtet, „uns zu jener allgemeinen Verbindlichkeit hin noch durch ein besonderes Gehorsams-Gelübde zu binden.“ Und zwar geht das Gelübde dahin, daß, was auch immer der jetzige oder die folgenden Päbste uns befehlen werden — in sofern es zum Nutzen der Seelen und zur Ausbreitung des Glaubens gereichet — zu was immer für Missionen sie uns brauchen wollen, also sie mögen uns zu den Türken oder andern Ungläubigen und wenn es selbst bis nach Indien wäre, oder auch zu den Ketzern, Lutheranern und Schismatikern, oder endlich zu den Rechtgläubigen selbst verschicken, daß, sage ich, wir stets ohne allen Verzug und ohne irgend eine Entschuldigung vorzuschützen, gehorchen wollen. Deswegen haben alle Diejenigen, welche in unsere Gemeinschaft zu treten gemeint sind, ehe sie diese Last auf ihre Schultern nehmen, es wohl und reiflich zu überlegen, ob sie über so viele geistige Mittel zu gebieten haben, um die besagte steile Höhe mit Gottes Hülfe erglimmen zu können; das ist, ob der heilige Geist, der sie antreibt, sie mit einem solchen Maß seiner Gnade überschüttet hat, daß sie hoffen dürfen, durch seinen Beistand unter der großen Last ihres Berufes nicht zu erliegen. Haben sie sich aber einmal fest entschlossen, unter dem Banner Jesu Christi Kriegsdienste zu thun, so müssen sie Tag und Nacht ihre Lenden umgürtet halten und in jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit sein, die übernommene Schuld abzutragen.“

„Niemand von der Gesellschaft darf sich, von Ehrgeiz getrieben, zu dieser oder jener Mission und Berrichtung selbst antragen und noch weniger hat ein Mitglied das Recht, mit dem römischen Stuhl oder sonst einer geistlichen Behörde, sei's mittelbar oder unmittelbar,

selbstständig für sich in Unterhandlung zu treten; hiefür hat vielmehr nur allein Gott, d. h. sein Stellvertreter, der Pabst und der Ordensgeneral zu sorgen. Von ihnen haben alle Befehle dieser Art auszugehen; allein wenn ein Ordensmitglied einen Auftrag erhalten hat, so darf es sich unter keinen Umständen mehr weigern, denselben alsbald zu besorgen. Umgekehrt jedoch macht sich auch der General anheischig, sich ohne Bewilligung der Gesellschaft nie zu einem größeren Missionsgeschäfte mit dem Pabste zu verabreden und zu verständigen.“

„Alle und Jede müssen angeloben, sich in allen Punkten, welche die Ordensregeln betreffen, dem Ausspruch des Vorgesetzten der Societät zu fügen und ihm unbedingten Gehorsam zu leisten; er selbst aber verspricht nur solche Befehle zu ertheilen, welche er zur Erreichung des von der Gesellschaft angestrebten Zieles für angemessen erachtet. Auch soll er bei der Verwaltung seines Amtes das Beispiel der Güte, Sanftmuth und Liebe, welches Christus und die Apostel Petrus und Paulus gegeben, stets vor Augen haben, und ebenso wird er auch alle seine Räthe und höheren Beamten instruiren. Insbesondere aber wird er dafür sorgen, daß der Unterricht der Jugend und die Unterweisung der unwissenden Erwachsenen in den Hauptstücken der christlichen Lehre, in den zehn Geboten und den übrigen Anfangsgründen mit Rücksicht auf Zeit und Ort, so wie auf die Personen selbst, nie vernachlässigt werde, und zwar ist dieß um so nothwendiger, als ohne eine richtige Glaubensgrundlage keine wirkliche Erbauung stattfinden kann. Ueberdieß stände, wenn der General die Sache nicht strengstens in die Hand nähme, zu besorgen, daß der eine oder der andere der Ordensbrüder, im Wahn, für etwas Größeres geschickt zu sein, und meinend, dieses oder jenes Land, dieser oder jener Distrikt sei für das Maß seiner Kenntnisse viel zu gering und unbedeutend, sich dem Unterrichte entzöge, während doch in der That sowohl zur Erbauung des Nächsten, als auch zur Uebung in den Werken der Demuth und Liebe, und endlich zur Erreichung unseres vorgesteckten Zieles nichts dienlicher ist, als eben dieser Unterricht. Mit einem Worte: die Mitglieder der Gesellschaft sollen zum unendlichen Nutzen des Ordens und zur beständigen Uebung in der Demuth,

welche nie genug gepriesen werden kann, dem Vorgesetzten oder General in allen Stücken und zu jeder Zeit nach den Ordensregeln gehorchen und in ihm, wie sich's gebührt, den vergegenwärtigten Christum, den Heerführer der himmlischen Schaaren, verehren.“

„Da nun aber die Erfahrung lehret, daß es keine Menschen gibt, die ein reineres, erbaulicheres und für die Nächsten angenehmeres Leben führen, als diejenigen, welche von dem Giste des Geizes am weitesten entfernt sind und der evangelischen Armuth am nächsten stehen; da wir ferner wissen, daß der Herr Jesus Christus alle seine Knechte, wenn sie sich im Dienste des Reiches Gottes befinden, von selbst und aus eigener Kraft mit aller Nothdurst an Speise, Trank und Kleidung versieht, so sollen alle und jede Mitglieder unseres Ordens das Gelübde ewiger Armuth ablegen und zugleich erklären, daß sie weder für sich, d. h. für ihre Personen besonders, noch auch gemeinschaftlich zur Erhaltung und zum Gebrauche des Ordens selbst, irgend wie liegende Gründe und Besitzthümer oder auch nur deren Einkünfte an sich bringen wollen, sondern daß sie sich vielmehr mit dem begnügen, was ihnen zu Beschaffung ihrer Nothdurst von Andern freiwillig gespendet und dargereicht wird. Doch soll ihnen freigelassen sein, auf Universitäten ein oder mehrere Collegien zu haben, welchen dann die Annahme von Gütern und Liegenchaften nebst sonstigen Einkünften oder Zinsen nicht verweigert werden darf, damit sie dieselben zum Nutzen und Gebrauch der Studirenden verwenden. Die Aufsicht aber über besagte Collegien und die darin Studirenden, sowie die Verwaltung derselben und ihrer Einkünfte, bleibt ganz allein dem General und den von ihm damit betrauten Ordensbrüdern vorbehalten und zwar sowohl was die Annahme, die Entlassung, die Zurückberufung und die Ausschließung der Lehrer, der Vorgesetzten und der Studirenden, als auch was die Einführung der Statuten, Ordnungen und Gesetze, den Unterricht der Lernenden, ihre Unterweisung, ihre Erbauung, ihre Bestrafung, ihre Nahrung und Kleidung, so wie überhaupt ihre Erziehung, Versorgung, Leitung und Regierung betrifft. Auf diese Art wird am besten dafür gesorgt, daß die Studirenden die besagten Güter und Einkünfte nie mißbrauchen können, und davon kann

ohnehin nie die Rede sein, daß die Gesellschaft dieselben zu ihrem eigenen Besten und Nutzen verwendet. Im Gegentheil müssen die sämtlichen Zinsen des Eigenthums der Collegien zu deren Erhaltung und zur Bestreitung der Erziehung der Zöglinge verwendet werden; diese letzteren aber sind, sobald sie in den Wissenschaften und Kenntnissen den gehörigen Grad erreicht haben, nach sorgfältiger Prüfung in unsere Gesellschaft zuzulassen und können dann später selbst als Lehrer wirken.“

„Alle Ordensmitglieder, die zu Priestern geweiht sind, haben, wenn sie gleich weder kirchliche Benefizien noch irgend sonstige Einkünfte genießen, dennoch die Pflicht, alle kirchlichen Amtsverrichtungen zu versehen, und sind auch gehalten, privatim, das heißt jeder einzeln für sich, aber nicht in Gemeinschaft (wie die Mönche in den Klöstern) das Officium nach dem Kirchengebrauche zu beten.“

„Dies ist das Statut, welches wir unter dem Einflusse des heiligen Vaters Paul von unserem Orden entworfen haben und nun der Gutheißung des apostolischen Stuhles unterwerfen. Es ist nur ein summarischer Entwurf, aber er kann doch diejenigen, welche sich um unser Thun und Treiben interessiren, genügend aufklären, und er soll denen, die später in diesen Orden eintreten, zur Richtschnur dienen. Weil wir nun übrigens aus langer eigener Erfahrung genau wissen, wie vielen großen Beschwerlichkeiten ein Leben, wie das unsrige, unterworfen ist, so haben wir zugleich für gut befunden, anzuordnen, daß Niemand als Mitglied in unsere Societät zugelassen werde, der nicht vorher eine genaue und fleißige Prüfung durchgemacht habe. Erst dann, wenn er im Dienste Christi geschickt und in seinem Wandel wie in seiner Lehre rein und lauter befunden worden ist, soll er zum Kriegsdienste Jesu zugelassen werden; dieser aber möge unserem kleinen Anfang seine Gnade und Huld verleihen zur Ehre Gottes, des Vaters, welchem sei Ruhm und Preis in Ewigkeit. Amen.“

So lauteten die Regeln des neuen Ordens, welchen Paul III. am 27. des Herbstmonats 1540 unter dem Titel der Gesellschaft Jesu bestätigte und zwar mit dem Beisatz bestätigte, daß die Zahl der Mitglieder „auf sechzig“ beschränkt sein solle. Doch bildeten diese Regeln bloß die erste Grundlage, nur den Beginn der späteren Einrichtung des Jesuitenordens, und wir



werden schon durch das nächste Kapitel belehrt werden, daß die eigentlichsten und wichtigsten Constitutionen und Gesetze erst später hinzugefügt wurden; allein schon in diesem anfänglichen Entwurfe oder vielmehr in diesem kleinen Anfang treten uns Bestimmungen entgegen, welche den neuen Orden als etwas ganz Anderes erscheinen lassen, als die früheren waren. Vor Allem kommt zu den sonst üblichen drei Gelübden: „der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gegen die Oberen“ ein viertes hinzu: „das Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den Pabst“ (*obedientiae illimitatae erga Pontificem*), und es sollten also die Mitglieder der Gesellschaft Jesu nichts sein, als eine Armee von geistlichen Streitern, die sich rein dem Dienste des römischen Stuhles hingeben. Der zweite nicht minder wichtige Punkt ist der, daß der neue Orden durchaus kein Mönchsorden sein sollte, trotz der Ablegung der eben genannten Gelübde. Die bisherigen Mönche, sie mochten nun einen Namen führen, welchen sie wollten, wohnten „in Klöstern“ zusammen und sollten darinnen ein gottgeweihtes beschauliches Leben führen; die Jesuiten dagegen sollten in der Welt leben und nicht in der Zurückgezogenheit. Sie sollten zwar „Professhäuser“, d. h. Absteigehäuser für die Mitglieder, welche alle vier Gelübde (Profess ist so viel als Gelübde) abgelegt hatten, besitzen, aber kein Einziger von ihnen durfte je irgendwo für längere Zeit „stabil“ bleiben, sondern er mußte vielmehr jederzeit parat sein, aufzubrechen und sich dahin oder dorthin, zu diesem oder zu jenem Zwecke verschicken zu lassen. Ihre Aufgabe war ja nicht: „ein beschauliches Leben“, sondern „das Wirken unter der Menschheit zu Gunsten des Pabstes“, und zwar sowohl das Wirken „durch Missionen unter entfernten heidnischen Völkern“, als auch das Wirken „in der europäischen Heimath gegen Ketzer und Schismaticer“. Der dritte Hauptpunkt ist der, daß sie „den Unterricht für die vorzüglichste Aufgabe ihres Lebens erkannten, und zwar sowohl den weltlichen als den geistlichen Unterricht“. Unter „weltlichem Unterricht“ ist zu verstehen die Erziehung der Jugend — wie der Erwachsenen, die noch in der Erkenntniß zurück sind — in der „wahren“, das ist in der römisch-katholischen Religion, denn nur auf diese Weise könne der Ausbreitung

der Kezerei ein nachhaltiger Damm entgegengesetzt werden. Der „geistliche Unterricht“ dagegen wurde in den sogenannten Noviziaten ertheilt, in welche nur solche Jünglinge aufgenommen wurden, die sich für den Eintritt in den Jesuitenorden vorbereiten wollten, und daß man dann diese Lehrlinge oder „Novizen“ vollständig für die Ordenszwecke ausbildete, kann man sich denken. Um nun übrigens diesem Hauptzweck des Ordens, dem Unterricht, genügen zu können, wird — und dieß mag als ein vierter Hauptgrund gelten — das Gelübde der Armuth modificirt oder vielmehr durch einen künstlichen Griff geradezu aufgehoben und in das Gegentheil verwandelt. Die Professi selbst nämlich sollten völlig arm sein und gar nichts Eigenes besitzen dürfen; die Collegien und Erziehungshäuser dagegen, die doch ganz unter der Obhut und Leitung der Ordensmitglieder und des Generals standen, hatten das Recht, zu nehmen, was man ihnen gab, und je mehr man ihnen gab, um so lieber war es den vom General aufgestellten Rektoren und Dirigenten. Als den fünften und letzten Hauptpunkt führe ich an: „den außerordentlich festen innern Zusammenhang, den man dem Orden gleich von Anfang an dadurch gab, daß der auf Lebenszeit zu wählende Vorsteher oder General mit vollkommen absoluter Herrschergewalt bekleidet wurde. Die Konstitution selbst nämlich durfte er zwar allerdings ohne den Rath und die Zustimmung seiner Genossen nicht ändern oder neu gestalten, aber in allen andern Dingen mußte seinen Befehlen unbedingt und ohne daß man das Recht hatte, nach Gründen zu fragen, Gehorsam geleistet werden, und er durfte nicht nur Aemter und Bestellungen nach Gutdünken vergeben, sondern man hatte ihn geradezu als den Stellvertreter Christi, „als den verkörperten Jesus“ anzusehen. Unter solchen Umständen mußte der Orden wohl eine einheitliche Kraft erhalten, wie sonst kein Institut und keine Gesellschaft in der ganzen Welt, denn jedes Mitglied der Societät Jesu gab mit seinem Eintritt jeden eigenen Willen auf und wurde von nun an nur noch Werkzeug zum Nutzen des Ordens.

Dieß sind die fünf Hauptpunkte, durch welche sich das Statut des Jesuitenordens vor den übrigen Orden vorzüglich auszeichnete,

und wenn man diese Punkte näher betrachtet, so wird man über die außerordentliche Klugheit, die aus ihnen hervorleuchtet, nur staunen müssen. Nicht minder springt es uns gleich auf den ersten Blick in die Augen, daß sich der römische Hof von dem neuen Orden einen großen Nutzen versprechen mußte, besonders gegen den wachsenden Fortschritt der Reformation, und somit darf es uns auch nicht wundern, daß Paul III. das Institut feierlichst bestätigte. Umgekehrt aber findet sich in dem Statut auch nicht das Geringste, was sich auf die Wohlfahrt des Menschengeschlechts und die Beförderung derselben bezöge, und selbst der Zweck der Selbstvervollkommnung, der doch sonst bei religiösen Gesellschaften wenigstens dem Scheine nach vorangestellt wird, hatte gegenüber von dem „der Vertheidigung der päpstlichen Sache“ gar keine Geltung. Ueberdem konnte der neue Orden vor dem Richterstuhl der Vernunft und Moral schon deswegen nicht bestehen, weil er ein gänzlichcs Aufgeben persönlicher Wünsche und Neigungen, persönlichen Handelns und Vorwärtzstrebens den Mitgliedern zur unerläßlichen Bedingung des Eintritts machte, denn auf diese Art mußte aller Sinn für Häuslichkeit und Freundschaft, alle Eltern- und Geschwisterliebe, alle Liebe zur Heimath und zum Vaterland, alle Wißbegierde, so wie alles Schönheits- und Kunstgefühl — mit einem Worte, alle Adern des tiefern Menschen- und Geistesleben mußten verstiegen, um die Glaubensritterschaft in ununterbrochenem Eifer und Gehorsam zu erhalten.

### Fünftes Kapitel.

## Ignaz von Loyola als Ordensgeneral.

Das erste Geschäft, welches der neue Orden vorzunehmen hatte, war, einen Vorsteher oder General zu wählen und diese Wahl fiel einstimmig auf Ignaz von Loyola, den Stifter der Societät. Zwar allerdings befanden sich zur Zeit der Wahl außer Ignaz nur fünf Ordensglieder in Rom, nämlich Lejay, Pasquier-Brouet, Laynez, Godüre und Salmeron; allein man kann die Wahl deswegen doch eine einstimmige nennen, weil die übrigen Genossen „schriftlich“ zustimmten. Ignaz trat auch wirklich die ihm zugedachte Würde (nach einiger Scheinweigerung) am heiligen Ostertag des Jahres 1541 an und es mußte seinem flammenden Ehrgeiz ungemein schmeicheln, daß er es endlich durch die ungeheuerste Ausdauer doch so weit gebracht habe; dagegen fragte es sich sehr, ob auch nur ein kleiner Theil dessen, was er mit seinen Leuten zu leisten versprochen, durchgeführt werden könnte, denn die Lage, in der sich das Papstthum damals befand, war eine überaus schwierige.

Allüberall in der ganzen christlichen Welt hatte die Reinheit des Glaubens einen Mackel erlitten und an die Stelle des Eifers und der Liebe war Kalksinn getreten. Die Geistlichen und Priester erwiesen sich fast sämtlich durch ihre schamlose Lebensweise ihres Amtes unwürdig und zudem besaßen sie so geringe Kenntnisse von dem Worte Gottes, daß sie nicht einmal hätten entscheiden können, ob Melchisedek ein Tafeldecker oder ein Tanzmeister gewesen sei.

Von den Klöstern will ich ohnehin nicht reden und noch weniger von der Keuschheit darinnen; nicht verschwiegen aber darf werden, daß in Rom selbst mehr Heidenthum als Christenthum gefunden werden konnte, und wie gering die Scheu war, welche die Menschen selbst vor dem Allerheiligsten hatten, ersieht man am besten daraus, daß man in einzelnen Kirchen einen Kettenhund an den Hochaltar fesselte, damit das hochwürdige Gut oder die Monstranz nicht aus dem Tabernakel gestohlen würde. Wie übrigens in Rom, so und noch ärger sah es in der ganzen Welt aus. Spanien und Welschland ersticte in seiner Unwissenheit und Trägheit, Deutschland war durch Luther, Frankreich durch Calvin, die Schweiz durch Zwingli, England durch seinen eigenen König zum Abfall gebracht worden und mit jedem Tag mehrten sich die Ketzer wie die Kezereien. Ja die allerärgersten Gräuel wurden ohne Scheu, selbst noch mit Lachen und Hohn, vollbracht, und böse Buben scheuten sich nicht, den Pferden consecrirte Hostien unter den Haber zu mischen oder ihre Trinkgelage mit dem geheiligten Kelch zu feiern. Wer aber nahm sich der also kläglich herabgekommenen römischen Kirche an? Fast Niemand auf der ganzen weiten Welt, und wenn es Jemand that, so that er es nicht mit dem gehörigen Geschick!

Dieß Alles jedoch sollte sich mit dem Beginn des Ordens der Jesuiten ganz anders gestalten, und mit Staunen sah die Welt, welch unendlich Großes eine kleine Gesellschaft leisten kann, so bald sie von einem ehernen Willen, der seinen Zweck nie aus dem Sinne verliert, geleitet wird. Selbigen ehernen Willen aber hatte Ignatius und zwar jetzt in seinem fünfzigsten Jahre in noch erhöhterem Maßstabe als damals, als er sich den halb geheilten Fuß nochmals brechen ließ, um nicht verstümmelt in der Welt erscheinen zu müssen. Tag und Nacht hatte er nichts vor Augen, als den Sieg des Reiches Christi, wie er den Sieg des Pabstthums nannte, und er betrachtete sich als so sehr dem Dienste Jesu geweiht, daß er alle Bande, die ihn noch an die Welt fesselten, insbesondere auch die der Blutsverwandtschaft, ohne Weiteres zerriß. So z. B. warf er kalten Blicks die nach langer Reihe aus der Heimath erhaltenen Briefe, welche ihm der Thürsteher des Professhauses mit freudigem Eifer einhändigte, ohne sie zu lesen, ins Feuer. Dieselbe Lossagung von persönlichen Beziehungen muthete er aber auch seinen

Genossen zu, und namentlich verlangte er von ihnen, den Streitern Christi, jenen unbedingten, blinden Gehorsam, den der Soldat seinem Offizier schuldig ist. Hierin war er ganz unerbittlich und er nahm dabei weder auf die Person, noch die Geburt, noch die Kenntnisse, noch den Verstand oder die Bildung die geringste Rücksicht. So konnte es ihm einfallen, einen der Gelehrtesten der Genossenschaft plötzlich zum Koch zu bestimmen, nur um ihn in der Demuth zu üben, und einem Andern, der sich vielleicht auf seine adelige Geburt etwas zu Gute that, befahl er, die Küche zu fegen oder vor der Straße zu kehren. Am übelsten war er auf den Müßiggang zu sprechen, und es kam vor, daß zwei jüngere Brüder, die an der Thüre des römischen Collegiums neugierig umhergafften, einen Steinhäusen Stück für Stück in das oberste Stockwerk hinauf tragen mußten, um ihn dann den Tag darauf wieder herunter zu schaffen. Am allerstrengsten aber erwies er sich gegen die, welche sich nicht gleichsam in der Minute seinem Befehle stellten oder gar merken ließen, daß sie diese Befehle ihrem Criterium zu unterwerfen geneigt seien. Ja Laynez selbst, der doch so zu sagen den Verstand des Ordens repräsentirte, mußte sich auf's demüthigste entschuldigen, als er einmal eine Unordnung des Ignatius mißbilligte und es sich erlaubte, Vorstellungen dagegen zu erheben. Er, der Ordensmeister, pflegte Ignatius zu sagen, sei Tag und Nacht dem päpstlichen Gebote zu willfahren bereit, und gerade so müßten die Mitglieder der Societät Jesu bereit sein, seinem, d. i. Ignatii Winke zu gehorchen. Selbst ein eben in der Abhaltung der Beichte oder der Messe begriffener Bruder dürfe, wenn ihn der Meister rufe, keine Secunde zögern, indem der Ruf des Generals gleichsam als der Ruf Christi selbst zu betrachten sei! Kurz, Ignaz ging von dem Grundsatz aus, daß nur dann etwas Tüchtiges geleistet werden könne, wenn Ein Wille, Ein Geist die ganze Gesellschaft durchdringe, und nur dieser streng durchgeführte Grundsatz war es, der ihn wirklich zum Ziele führte.

So bald der neue General gewählt war, stellte er (am 22. April 1541) eine große Prozession nach den vornehmsten Kirchen und Stationen der Stadt Rom an, zog mit dieser in die Kirche zu St. Paulus vor den Mauern der Stadt, legte dort, nachdem er die Messe gelesen, vor dem Hauptaltar zuerst die drei und dann das vierte Gelübde ab und nahm schließlich dieselben vier Gelübde

auch seinen Genossen ab. Nun aber, nach Beendigung dieser Formalität, begann alsobald die eigentliche Thätigkeit der Societät. Ignatius wies nämlich jedem seiner Genossen seinen eigenen Wirkungskreis an und machte es jedem zur Aufgabe, vor Allem für die Verbreitung und Vermehrung der Gesellschaft thätig zu sein. Den Araoz und Villanouva, zwei neu gewonnene Mitglieder, sandte er nach Spanien, den Rodriguez nach Portugal, den Xavier nach Indien, den Brouet mit einigen Andern nach England, Schottland und Irland, den Lejay, Bobadilla und Lefevre nach Deutschland, den Godüre nebst fünfzehn weiteren nach Frankreich, den Laynez und Salmeron als päpstliche Legaten nach Trient zur Kirchenversammlung. Kurz, er theilte die Welt unter seine Genossen, während er selbst in Rom blieb, um von da aus das Ganze zu leiten. Die Erfolge entsprachen den Erwartungen Ignatii und des Papstes vollkommen, ja, sie übertrafen dieselben sogar, und schon nach wenigen Jahren erhoben sich auf einem großen Theil der Universitäten Jesuitencollegien, denen es an Novizen nicht fehlte. Ueberall, wo es einen Kampf gab, überall, wo Fürsten und Völker mit einander rangen, und besonders überall, wo der alte Glaube mit dem neuen stritt, erschienen auch Abgesandte des Loyola, und mit ihrer Klugheit, ihrer Beredsamkeit, ihrem Eifer, ihrer Energie brachten es die Schwarzröcke fast regelmäßig so weit, daß die von ihnen vertheidigte Sache triumphirte, daß sie selbst festen Fuß fassen konnten. \*)

Weil nun aber der Papst so große Vortheile von dem neuen Orden zog, so konnte er sich natürlich auch nicht undankbar erweisen und Ignatius wirkte mit Leichtigkeit einen Vortheil nach dem andern von ihm aus. So wurden dem Jesuitengeneral nach einander die beiden Kirchen „De-la-Strata“ und „Zum heiligen Andreas“ zugewiesen; so erhielt derselbe am Fuße der Engelsburg den nöthigen Raum, um ein großartiges, neues Professhaus für die Mitglieder der vier Gelübde zu erbauen; so gelang es ihm, eine Menge von Geld kostenden Instituten in's Leben zu rufen, wie z. B. „das Rosenstift“ für junge Mädchen, deren Keuschheit bedroht

\*) Das Einzelne hierüber ist im zweiten Buche dieses Werkes auseinandergesetzt.

war, wie „die Schirm- und Zufluchtsstätte für entfittlichte Weiber“, wie „die Katechumenenschule“ für Juden, die dem Christenthum gewonnen wurden, wie „das Waisenhaus für elternlose dürftige Knaben und Mädchen“. Die Hauptsache aber war die großartige Erweiterung der Ordensprivilegien, deren sich Ignaz unter Paul III. zu erfreuen hatte, denn ohne diese letzteren Gunstbezeugungen hätte sich die Gesellschaft Jesu nie zu dem Umfang und Glanz emporschwingen können, dessen sie sich, wie wir wissen, zu erfreuen hatte.

Schon im Jahre 1543, also zwei Jahre nach der Gründung des Ordens, zeigte es sich, daß die Zahl von sechzig Mitgliedern, welche der Pabst im Anfang festgesetzt hatte, viel zu gering gegriffen sei, denn was kann man mit sechzig Männern in einem solch ungeheuer großen Wirkungskreis, wie der war, den sich die Jesuiten festsetzten, ausrichten? Somit erließ Paul III. am 14. März 1543 eine neue Bulle — sie führt von den Worten, mit denen sie beginnt, den Namen: »Injunctum nobis« —, in welcher Ignatius die Vollmacht erhielt, so viele Mitglieder aufzunehmen, als er nur wollte, und von diesem Privilegium wurde natürlich sofort der nützlichste Gebrauch gemacht. Was aber einen weit größeren Werth für den Orden hatte, das war eine andere in derselben Bulle enthaltene Ermächtigung, deren Tragweite gar nicht zu ermessen war, und deren sich auch nie sonst irgend ein anderer Orden rühmen konnte — die Ermächtigung nämlich: „daß sowohl Loyola als auch jeder künftige Ordensgeneral zwar unter Einholung des Rathes der Bornehmsten der Gesellschaft, aber sonst völlig nach Willkür die Gesetze des Ordens ändern, respektive aufheben oder mit Zusätzen versehen oder ganz neu creiren könne, je nachdem dieß die Umstände für nöthig oder vortheilhaft erscheinen lassen, und daß diese veränderten oder neugeschaffenen Constitutionen, selbst in dem Fall, wenn der römische Stuhl gar keine Kenntniß von ihnen habe, dieselbe Gültigkeit haben sollten, als hätte sie der Pabst bestätigt.“ Solches steht wörtlich in der Bulle »Injunctum nobis« zu lesen, obgleich es fast wahnsinnig erscheint, daß ein Pabst einem Ordensgeneral ein derartiges Privilegium ertheilen konnte. Machte er ja



doch den Letzteren damit von dem römischen Stuhl fast ganz unabhängig und zugleich zu einem Despoten von solch außerordentlicher Gewalt, daß jeder Staat eine förmliche Schen vor ihm hätte bekommen sollen! Oder wie? Läßt sich nicht jede vernünftige, für das Wohl ihrer Bürger, so wie für ihre eigene Sicherheit besorgte Regierung die Statuten und die Constitution einer jeden Gesellschaft, die um Aufnahme in den Staat oder um Duldung in demselben bittet, vorher vorlegen, ehe sie die Aufnahme gestattet? Wird sie nicht regelmäßig den Inhalt derselben vorher genau prüfen, um zu sehen, ob sie mit den bestehenden Gesetzen übereinstimmen und ob nicht etwa das Wohl des Staates durch sie untergraben werden dürfte? Gewiß, so muß nothwendig jede vernünftige Regierung handeln, und es hatte also auch der Jesuitenorden, wie jede andere Gesellschaft, in den verschiedenen Ländern, nach welchen er vordrang, immer vor seiner Aufnahme seine Constitution vorzulegen. Wie nun aber, wenn es dem General einfiel, nach gescheneher Aufnahme die Constitution zu ändern und derselben neue, vielleicht für den Staat äußerst gefährliche Bestimmungen einzuverleiben? Wahrhaftig, die oben angeführte Ermächtigung hätte jede Regierung stutzig machen sollen, den Jesuitenorden bei sich einmisten zu lassen, denn jene Ermächtigung machte ihn ja zu einem Chamäleon, dem jeder neue General eine neue Färbung geben konnte und dem also in keinem Falle zu trauen war!

Ein neues Privilegium erhielt Ignaz durch eine Bulle vom 3. Juni 1545 und auch dieses trug nicht wenig zur Machtentfaltung des neuen Ordens bei. Der Pabst ertheilte nämlich den Jesuiten das Recht, „überall, wohin sie kämen, jede Kanzel zu besteigen, an allen Orten zu lehren und Lehrstühle zu errichten, überall Beichte zu hören und von allen Sünden zu absolviren, selbst von solchen, welche sich der apostolische Stuhl vorbehalten hatte, von allen Kirchenstrafen und Censuren loszusprechen, von Gelübden und Wallfahrten zu dispensiren und dafür andere gute Werke anzubefehlen, überall und zu jeder Stunde Messe zu lesen, so wie endlich alle Sakramente zu verwalten, ohne die Einwilligung der Ortsgeistlichkeit oder auch nur die des Bischofs, unter dem der Ort stand, nöthig zu haben.“ Das war nun abermals eine ungeheure Bevorzugung der Jesuiten gegenüber den übrigen Orden, deren sich keiner solch

ausgedehnter Rechte rühmen konnte, und dieselben plakten daher sämmtlich vor Meid. Noch erbitterter wurden hierüber die Weltgeistlichen, denn da ihnen nun die Schwarzröcke, die sich im Ertheilen der Absolution stets sehr liberal erwiesen und selbst bei schwereren Verbrechen keine allzustrengen Strafen auferlegten, sehr viele Beichtkinder wegkaperten, so verloren sie dadurch einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres Einkommens und Einflusses. Allein all dieser Zorn half sie nichts und selbst nicht einmal die Klagen einiger angesehenen Bischöfe vermochten etwas über den Pabst, der nun einmal die Jesuiten in seine Affektion genommen und seine guten Gründe dafür zu haben glaubte.

Ubermals um ein Jahr später wurde schon wieder eine neue Erweiterung mit dem Orden vorgenommen. Bis jetzt gab es nur zwei Klassen in demselben, Novizen und sogenannte Professoren, das heißt solche, welche die vier Gelübde abgelegt hatten und solche, welche als Zöglinge in die geistlichen Collegien aufgenommen wurden, um sie zu eigentlichen Jesuiten auszubilden. Letztere waren also noch keine wirklichen Mitglieder, sondern bloß Adspetanten oder Candidaten, die man nach Belieben, wenn sie nicht paßten, wieder entlassen konnte. Nun war es aber, wenn sich der Orden, wie doch Loyola bezweckte, über die ganze Welt ausbreiten sollte, durchaus erforderlich, daß man die Zahl der Werkzeuge vermehrte, denn mit den hundert oder hundert und zwanzig Professoren, welche es im Jahr 1546 gab, konnte man den vielen Anforderungen durchaus nicht genügen. Wie sollte da abgeholfen werden? Etwa dadurch, daß man recht Viele die vier Gelübde ablegen ließ und sie zu Professoren machte? Dieß zu thun — dazu hatte Loyola vermöge der päpstlichen Bulle: „Injunctum nobis“ das vollkommenste Recht, allein war es rätzlich? Die Professoren bildeten so zu sagen „den Geheimenrath“ des Generals und ohne ihre Zustimmung durfte die Constitution des Ordens nicht abgeändert werden. Viele Geheimeräthe aber machen die Einstimmigkeit schwer nach dem alten Sprüchwort: „viel Köpfe, viel Sinne“. Ueberdieß mußte man es auch zu vermeiden suchen, ein ganzes Heer von Menschen mit den innersten Gedanken des Ordens vertraut zu machen, da sich unter eine große Heerde immer mehr rüüdige Schafe zu verirren

pflegen, als unter eine kleine. Gewiß also verbot es die Klugheit strengstens, Tausende zu Professoren zu promoviren, und sowohl Loyola als seine Nachfolger hielten daher an dem Grundsatz fest, die Zahl der eigentlichen Jesuiten, d. h. der Professoren, stets so sehr, als nur immer thunlich, zu beschränken. \*) Wenn nun aber auf diese Art nicht geholfen werden konnte, so mußte es auf eine andere geschehen, denn mehr Werkzeuge mußte man haben und zwar um jeden Preis. So kam denn Loyola auf den Gedanken, eine dritte Klasse von Mitgliedern zu creiren, d. h. eine Klasse von solchen, welche „als Beihelfer“ dem Orden denselben Nutzen brächten, wie wenn sie Professoren wären, ohne dagegen dieselben Rechte zu besitzen. Diese Klasse nannte er die „Coadjutores“, also auf deutsch „die Beihelfer, und zugleich trennte er sie in zwei Unterabtheilungen: „die weltlichen und die geistlichen Coadjutores“; der Papst aber genehmigte sofort auch diese neue Einrichtung und zwar in einer eigenen Bulle, welche am 5. Juni 1546 unterzeichnet wurde. Hiedurch erhielt der Jesuitenorden die nachfolgende Organisation. Die niederste Stufe, aus der sich der eigentliche Stamm stets rekrutirte, nahmen die Novizen ein. Man wählte sie aus den talentvollsten und gebildetsten Jünglingen, welche in den Collegien erzogen wurden, aus und brachte sie vorerst in das sogenannte Probehaus (domus probationis), woselbst sie der Novizenmeister (magister novitiorum) mit einem Gehülfen zwanzig Tage lang beaufsichtigte und leitete. Blieben sie nun fest auf ihrem Entschlusse, in den Orden zu treten und war die Beaufsichtigung zu ihren Gunsten ausgefallen (d. h. hatte man gefunden, daß sie taugliche Subjekte werden würden), so wurden sie zu wirklichen Novizen promovirt und kamen in die Noviziathäuser, in welchen sie zwei Jahre zu bleiben hatten. Da mußten sie denn im ersten Jahre alle Grade der Selbstverläugnung durchmachen; sie mußten ihr Fleisch fasten und im Spital die schmutzigsten und eckelhaftesten Kranken pflegen; auch zum Betteln und andern

\*) Im Jahre 1715, als der Orden in seinem größten Flore stand, als er über siebenhundert Collegien besaß und über zwei und zwanzig tausend Mitglieder zählte, gab es nur vier und zwanzig Probehäuser und in keinem derselben lebten mehr als zehn Professoren. — Beweis genug, daß der oben angeführte Grundsatz stabile Regel blieb.

niedrigen Handthierungen wurden sie angehalten, und überdem gewöhnte sie der Meister, dem sie in oftmaliger Beichte ihre geheimsten Gedanken und Wünsche eröffnen mußten, tagtäglich an den blindesten Gehorsam. Im zweiten Jahre, wenn sich ihre Demuth und Unterwürfigkeit bewährt hatte, gab man ihnen mehr geistige als körperliche Beschäftigung und übte sie besonders auch im Predigen, im Katechisiren und in andern seelsorgerlichen Dingen. Auch hütete man sich wohl, sie allzusehr zu ermüden, um ihnen ihren künftigen Stand nicht zu entleiden, und gönnte ihnen sogar verschiedene Ergötzlichkeiten, wie z. B. Aufführung von Kezengerichten und andern ähnlichen Schauspielen. Hatten sie nun das zweijährige Noviziat glücklich bestanden, so nahm man ihnen die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab und ließ sie zu geistlichen Coadjutoren vorrücken. Als solche waren sie in den ersten zwei Jahren nur sogenannte Scholastiker, d. h. geprüfte Schüler, die man entweder in den Collegien oder auch in den Missionen als Gehülfen verwandte; wenn sie sich jedoch die nöthige Erfahrung, um sie mehr selbstständig verwenden zu können, gesammelt hatten, so beförderte man sie, je nach ihren Talenten, zu Professoren, Rektoren, Predigern, Gewissensrätthen und was dergleichen mehr ist, und sie hießen nun „Coadjutores formati“, d. h. „wirkliche Beihelfer“. Neben ihnen gab es noch „weltliche Beihelfer“ oder „coadjutores saeculares“, welche so zu sagen als „Laienbrüder“ fungirten und ohne eine höhere Weihe erhalten zu haben, den Haushalt in den Collegien, Missionen und Professhäusern besorgten. Sie hatten mit dem eigentlichen Priesterthum, d. h. mit der Seelsorge und dem Unterricht nichts zu thun, und genossen, weil sie niedrige Dienste verrichten mußten, meist nur sehr geringe Ehre. Nicht selten jedoch erhielten auch „höhergestellte Laien“ den Titel der „weltlichen Coadjutoren“, um sie wegen der treuen Dienste, die sie dem Orden leisteten, auszuzeichnen, und diese übernahmen dann natürlich nicht nur keine bestimmte Funktion, sondern sie blieben vielmehr in ihrer bisherigen weltlichen Stellung. Sie waren bloße „Verbündete“ oder „Affilirte“ (spöttweise nannte man sie auch die „kurzröckigten Jesuiten“ oder die „Jesuiten in Voto“), und die Schüler Loyola's rühmten sich, daß selbst mehrere gekrönte Häupter, wie Kaiser Ferdinand II.

und König Ludwig XIV. dieser Klasse des Ordens angehört hätten. Den obersten Stand, den eigentlichen Kern und Höhepunkt der Gesellschaft endlich bildeten die sogenannten Professoren, d. h. die, welche alle vier Gelübde, also auch die des unbedingten Gehorsams gegen den Pabst abzulegen hatten, und unter diese nahm man bloß Solche aus der Klasse der Coadjutoren auf, welche sich durch Weltflugheit, Kenntnisse, Treue und Erfahrung in jeglicher Weise bewährt hatten. Ihnen allein übertrug der General die höchsten Aemter und die wichtigsten Posten, denn auf sie konnte er sich in jeglicher Beziehung verlassen. Sie lebten daher nur selten in Ruhe in den Professhäusern — nur dann, wenn sie sich wegen Unwohlseins oder aus sonstigen Gründen nicht im Dienst befanden — sondern der Eine diente als Missionär unter den Heiden, der Andere als Streiter Gottes gegen die Ketzer, der Dritte als Regent einer Kolonie in einem fernen Welttheil, der Vierte als Beichtvater dieses oder jenes Fürsten, der Fünfte als Resident des Ordens an einem Orte, wo derselbe noch keine Collegien besaß, der Sechste als Legat des Pabstes in einer besondern Mission, der Siebente, Achte und Neunte endlich entweder als Assistent des Generals in Rom, oder als oberster Leiter einer bestimmten Provinz, also als Provinzial, oder auch als Superior eines Professhauses oder als Rektor eines Collegiums. Unter solchen Umständen blieben sie natürlich — man kann doch nicht zweien Herren zugleich dienen — von der Verpflichtung zum Jugendunterricht gänzlich befreit, welche letzterer rein den Coadjutoren überlassen wurde; dagegen hatten die Professoren auf den von Zeit zu Zeit in Rom abzuhaltenden General-Kapiteln oder Versammlungen zu erscheinen, um über etwa vorzunehmende Statutenveränderungen mitzuberathen, und sie waren es auch, welche aus ihrer Mitte den General, wenn diese Würde vakant wurde, erwählten. — Auf solcherlei Art gestaltete sich die innere Eintheilung des Ordens, seitdem Loyola auf den Gedanken kam, die Coadjutores ins Leben zu rufen, und man ersieht daraus, daß die getroffene Maßregel eine viel wichtigere war, als sie auf den ersten Blick erscheinen mochte.

In demselben Jahr 1546, in welchem die neue Classeneintheilung des Jesuitenordens geschaffen wurde, traf Loyola noch eine weitere wichtige Entscheidung. Es begab sich nämlich, daß König Ferdinand, der Bruder des Kaisers Karl V., den Lejay, wel-

cher, wie wir oben gesehen, in Deutschland für den Orden wirkte, so lieb gewann, daß er ihn zum Bischof von Triest erhoben wissen wollte. Er schrieb deshalb an den Pabst und der Pabst war natürlich gerne bereit, dem hohen Herrn die Gefälligkeit zu erweisen. Auch hoffte er durch eine solche Standeserhöhung eines ihrer Mitglieder die Jesuiten selbst zu verbinden, denn die übrigen Orden, wie die Dominikaner, Franziskaner, Benediktiner und wie sie alle hießen, huhlten immer um solche Würden und waren stets im höchsten Grade stolz, wenn einmal einer der ihrigen einen gewichtigen kirchlichen Posten, also ein Bisthum oder gar ein Erzbisthum, erhielt. Hätte man nun nicht glauben sollen, dasselbe müsse auch bei Ignaz von Loyola der Fall gewesen sein und er werde mit beiden Händen nach der seinem Genossen zugedachten Ehre gegriffen haben, besonders auch, weil mit dem Bischofssitz von Triest ein bedeutendes Einkommen verbunden war? Zum großen Erstaunen des Pabstes und des Königs Ferdinand aber hatte Loyola eine ganz andere Ansicht von der Sache und wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Erhebung des Lejay, so bald er Kunde von derselben bekam. „Wir, die Mitglieder der Gesellschaft Jesu,“ sagte er zum Pabste, und ganz das Gleiche schrieb er auch an den König — „sind Streiter Christi und müssen also alle Eigenschaften eines guten Soldaten haben. Wir müssen stets bereit sein, gegen den Feind aufzubrechen, stets bereit, ihn zu beunruhigen oder zu überfallen, und deshalb dürfen wir uns an keinen Ort binden lassen. Wie könnten wir sonst, was doch ganz gewiß unsere Hauptpflicht ist, auf den ersten Wink Eurer Heiligkeit von einer Stadt zur andern, von einem Weltende an's zweite fliegen? Ueberdem verbietet es der demüthige Charakter unseres Ordens, daß einer von uns eine kirchliche Würde annimmt, und wir werden uns daher wohl hüten, die Eifersucht der übrigen Orden noch mehr zu erregen, als sie es unserer Erfolge wegen ohnehin schon ist.“ In diesem Sinne sprach Loyola, und es mag sein, daß es ihm mit den hier angegebenen Gründen ernst war; allein jedenfalls waren dieß nicht alle seine Gründe, sondern er hatte deren noch einige andere, und zwar gerade die wichtigeren, im Hinterhalte. Oder wie? Wäre es nicht wahrscheinlicherweise, ja sogar ganz gewiß für die Zukunft Regel geworden, daß die Ehrgeizigeren unter den Jesuiten nicht geruht hätten, als

bis sie zu hohen Ehrenstellen gelangten, und hätte der Orden dann nicht in Bälde seinen Hauptglanz eingebüßt, wenn man ihm auf diese Art gerade seine ausgezeichnetsten Kräfte entzogen hätte? Ohnehin aber — wie stand es um die strenge Monarchie im Orden, wie um die Allgewalt des Generals und die Subordination der Mitglieder, wenn es eine Möglichkeit gab, sich der Macht des Großmeisters zu entziehen? Denn davon konnte doch natürlich keine Rede mehr sein, daß Einer, der Bischof oder Erzbischof und dadurch Fürst des Reiches, in dem er lebte, wurde, seinem früheren Ordensgeneral noch eben so unterthänig blieb, wie vor seiner Ernennung zum Bischof. Es wäre ihm dieß ja nicht einmal möglich gewesen, selbst wenn er gewollt hätte, weil er als Reichsfürst nothgedrungen Verpflichtungen übernehmen mußte, gegen welche die Befehle von Rom aus nichts fruchteten! Solches alles sagte sich Ignaz und darum verbot er, als der Pabst und König Ferdinand seinen Vorstellungen nicht im Augenblicke entsprechen wollten, schließlich dem Lejay geradezu den ihm zugedachten Kirchenposten anzunehmen. Ja nicht genug an dem, sondern er machte es von jetzt an geradezu zum Gesetz, daß nie und nimmer ein Mitglied der Gesellschaft Jesu je einmal einen bischöflichen Stuhl einnehmen dürfe, und deßhalb schlug er auch für sich selbst die ihm angetragene Cardinalwürde aus. Was lag ihm an eigenen „Ich“ oder auch am „Ich“ seiner Mitgenossen? Sein einziger Stolz, sein einziges Glück war das Gedeihen und Floriren des von ihm gestifteten Ordens!

Mit der immer mehr wachsenden Ausbreitung der Gesellschaft Jesu stieg, wie man sich wohl denken kann, auch ihr Reichthum, denn wenngleich die Mitglieder für sich selbst das Gelübde der Armut ablegen mußten, so waren sie dagegen, laut unserer weiter oben gemachten Auseinandersetzung, berechtigt, für die Collegien, die sie gründeten, alles anzunehmen, was sie bekommen konnten, und von diesem Rechte machten sie in der That den ausgedehntesten Gebrauch. Auch zeigten sie sich gleich von Anfang an „in Beziehung auf die Mittel, zu diesem oder jenem Besitzthum zu gelangen“, nicht im geringsten scrupulös und den Beweis hiefür will ich dem Leser durch ein Beispiel geben. Im Jahre 1542 brachte Laynez, der damals in Venedig für den Orden zu wirken hatte, einen reichen alten Edelmann mit Namen Andreas Lippo-

mani dazu, daß derselbe sein Haus und seine Güter, die er in Padua besaß, dem Jesuitenorden zum Behuf der Gründung eines Collegiums vermachte, und da diese Schenkung einen bedeutenden Werth repräsentirte (man schätzte das ganze Anwesen zu 40,000 Dukaten), so freute sich Loyola ungemein darüber. Um so unangenehmer aber fühlte er sich berührt, als der legitime Erbe nach dem Tode des Andreas das Testament beanstandete und bei dem venetianischen Senate, vor welchen die Sache gehörte, klagbar wurde. Im Anfang erschien es zweifelhaft, wer gewinnen würde und die Wage der Gerechtigkeit schwankte deswegen längere Zeit unentschlossen hin und her; allein endlich war es doch so ziemlich ersichtlich, daß der Senat sich zu Gunsten des legitimen Erben entscheiden werde, weil dieser bewies, daß sein verstorbener Verwandter zur Zeit der Testamentsabfassung bereits allzu altersschwach gewesen sei, um noch seinen klaren Verstand bei einander gehabt zu haben. Auf diese Nachricht hin wollte Loyola verzweifeln und versprach in seiner Aufregung, der Jungfrau Maria dreitausend Messen und wenn's daran noch nicht genug sei sogar noch mehr lesen zu lassen, wofür sie die Gemüther der Senatoren für ihn gewinne. Neben dieser an die Maria gemachten Aufforderung aber, die doch möglicherweise fehlschlagen konnte, vergaß er es auch nicht, menschliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, und versicherte sich sofort des Beistandes eines Cardinals, der einen großen Einfluß auf den Senat zu Venedig hatte. Er wußte also, daß er den Gewinn des Prozesses nicht von seinem Rechte, nicht von der Gerechtigkeit seiner Sache erwarten dürfe, und nahm deswegen zu anderweitigen Einflüssen seine Zuflucht, ganz unbekümmert darum, daß er hiedurch den legitimen Erben um sein Eigenthum betrüge. Noch weiter aber, als er, ging Laynez, der hauptsächlichste Mitbegründer des Ordens und der Ordensstatuten, denn so bald derselbe herausgebracht hatte, daß der Doge, nach dessen Pfeife, um mich einer volksthümlichen Ausdruckweise zu bedienen, fast der ganze Staat damals tanzte, eine Mätresse besitze, die einen großen Einfluß auf ihn ausübe, so füllte er seine Taschen mit Gold und brachte damit das feile Weib ohne viele Mühe auf seine Seite. So kam es denn, daß das Urtheil des Senats schließlich zu Gunsten der Gefährten Jesu ausfiel und der



rechtmäßige Erbe trotz seiner guten Ansprüche abgewiesen wurde; aber — das Gewissen Loyola's schlug deswegen doch nicht stärker!

Derselbe Fleiß, der zur Erwerbung von Reichthümern angewendet wurde, trat auch dann hervor, wenn es galt, wohlhabende, einflußreiche, mächtige und hochgestellte Männer zu Mäcenen und Begünstigern des Ordens oder gar zu Mitgliedern desselben zu gewinnen, und hierin leisteten Einzelne unter den Schülern Loyola's in der That Außerordentliches. Am allermeisten jedoch zeichnete sich in dieser Beziehung der nach Spanien gesandte Araoz aus, denn ihm gelang es, den Franciskus Borgia, Herzog von Gandia und Granden von Spanien, auch ehemaligen Vicekönig von Catalonien — einen in geistiger Beziehung aber sehr schwachen Mann — so für sich und den Jesuitismus einzunehmen, daß derselbe sofort — er, als der Erste, der dieß in Europa that — anno 1546 ein Jesuitencollegium zur Erziehung der Jugend gründete und dasselbe kurze Zeit darauf mit allen Vorrechten einer Universität begabte. Voll Freude hierüber trat Loyola von nun an in persönlichen Briefwechsel mit dem Herzog, und da in Folge dieser Briefe die Liebe Borgia's für den Orden Jesu mit Riesenschritten zunahm, so kam endlich so weit, daß derselbe den festen Entschluß aussprach, der Gesellschaft als wirkliches Mitglied beizutreten. In der That legte er auch sofort den Purpur ab und fieng, trotzdem er schon in ziemlich hohem Altar stand, an, Theologie zu studieren. Damit gieng jedoch ziemlich langsam vorwärts, und somit erlaubte ihm Ignaz anno 1548 die vier Gelübde abzulegen, ohne vorher die Theologie absolvirt oder auch nur die Uebungen des Noviziat's durchgemacht zu haben. So wurde aus dem Herzog von Gandia der „Pater Franciskus Borgia“ und das neu gewonnene Mitglied zeigte von nun an großen Eifer für die Societät. Doch gieng derselbe nicht sogleich in ein Professhaus und ebenso wenig wurde er zu Dienstleistungen für den Orden gebraucht, sondern Ignaz gestattete ihm vielmehr, noch volle vier Jahre in der Welt zu leben, damit der neugewonnene Bruder den Abschluß seiner weltlichen Angelegenheiten und die Versorgung seiner Kinder in aller Bequemlichkeit vornehmen könnte. Natürlich, denn einen so hochgeborenen Herrn, wie den Pater Borgia, durfte man doch nicht wie ein gewöhnliches Mitglied behandeln!

Ich habe bereits erzählt, mit welcher ungewöhnlichen Privilegien der Pabst den Jesuitenorden schon gleich in den ersten Jahren seines Bestehens bedacht habe; doch — was bedeuteten diese genannten Vorrechte gegenüber von denen, welche Paul III. unter dem 18. October 1549 der Gesellschaft Jesu bewilligte! Wahrhaftig, man wäre in seinem vollsten Rechte, wenn man die darüber ausgefertigte Bulle die „Magna Charta“ der Jesuiten nennen würde, und sie selbst geben dieß zu, wenn sie jener Bulle den Namen „des großen Meeres ihrer Freiheiten“ geschöpft haben. Fragt man nun aber nach dem Grunde, der den Pabst antrieb, den neuen Orden so sehr auffallend zu begünstigen, so erfährt man denselben aus dem Eingang der Bulle, denn dort wird die Gesellschaft Jesu „ein fruchtbarer Acker“ genannt, „welcher zur Vermehrung des Reiches Gottes und des Glaubens (zu deutsch: zur Hebung des Pabstthums und zur Unterdrückung der Ketzer) durch Unterricht und Beispiel sehr viel beitrage und deswegen wohl verdiene, mit besonderen Begünstigungen belohnt zu werden.“ Und in der That — es sind Begünstigungen ganz besonderer Art, wie der Leser aus nachfolgendem getreuen Auszuge zur Genüge erfahren wird!

1) „Der General des Ordens soll, so bald er ernannt ist, eine gänzlich freie Gewalt in der Regierung der Gesellschaft und namentlich auch über sämtliche Glieder derselben haben, diese Glieder mögen sich aufhalten, wo sie wollen, und ein Amt oder eine Würde bekleiden, welche es auch sei. Ja so unumschränkt soll seine Gewalt sein, daß er selbst diejenigen, welche unmittelbar von den Päbsten verschickt worden sind, so bald er es zur Ehre Gottes für nöthig erachtet, zurückberufen und anderswohin dirigiren kann!“ \*) — Durch diesen Paragraphen wurde also

\*) In diesem ersten Paragraphen ist auch von der Abschbarkeit des Generals die Rede und gesagt, daß dieselbe durch das Generalkapitel aller Professoren ausgesprochen werden könne, so bald er sich der Keterei schuldig mache oder einen lasterhaften Lebenswandel führe, oder durch Wahnsinn untauglich werde u. s. w. u. s. w.; allein auch nicht ein einziges Mal, so lange die Gesellschaft bestand, wurde ein General vor das Generalkapitel geladen und noch viel weniger wurde einer abgesetzt, er mochte auch thun und treiben, was er wollte. Ich hätte auch den sehen mögen, der es gewagt hätte, einen so unumschränkten Despoten, wie der General war — anzuklagen!

seine, des Generals, Gewalt über die des Papstes gestellt und — wie verhielt es sich nun mit dem vierten Gelübde?

2) „Kein General darf je ohne Genehmigung des Generalconvents und kein Gesellschaftsmitglied ohne die ausdrückliche Genehmigung des Generals eine bischöfliche, erzbischöfliche oder eine andere ähnliche Würde annehmen, und wer überwiesen werden kann, durch geheime oder offene Ränke, auf diesem oder jenem Wege nach einer solchen Stelle getrachtet zu haben, der macht sich dadurch der Gesellschaft Jesu so unwürdig, daß er nie mehr zu irgend einem wichtigeren Auftrag, Amt oder Geschäft verwendet werden kann.“ \*)

3) „Damit die Disciplin recht kräftig gehandhabt werden könne, soll es von den Ordensregeln keine Appellation an irgend einen Richter, an irgend eine Behörde geben, und eben so wenig kann je ein Mitglied der Gesellschaft durch irgend Jemanden seiner Ordenspflichten entbunden werden.“ — Ueber einen Jesuiten hatten also sogar die Schlüssel Petri keine Macht, und der Papst selbst war es, der dieß aussprach!

4) „Weder der General, noch die höheren Beamten der Gesellschaft Jesu sollen gehalten sein, eines von den Ordensmitgliedern einem Kirchenprälaten, heiße er nun Patriarch oder Erzbischof oder bloß Bischof, zum Dienste der Kirche oder zu irgend einer Berrichtung zu überlassen, selbst wenn dieß der besagte Prälat stricto befehlen würde; sollte aber eine solche Ueber-

---

\*) Daß dieser Paragraph der weiter oben erzählten „Affaire Lejay“ seinen Ursprung verdankt, wird sich der Leser denken können. Auch zeigte es sich bald, daß derselbe ganz an seinem Platze war und seine strenge Einhaltung die Gesellschaft vor vielem Schaden bewahrte. Kaiser Karl V. nämlich sah es sehr ungerne, daß der Herzog von Gandia seine Würde niedergelegt hatte und als einfacher Professe in den Jesuitenorden getreten war, denn er hielt eine solche Stellung für allzu gering und demüthigend für einen Fürsten. Er bat deswegen den Papst, den „Pater Borgia“ zum Cardinal zu machen und der Papst erklärte sich sofort bereit dazu. Allein — welcher Verlust wäre dieß für den Orden gewesen! Das Beispiel Borgia's sollte ja den Edelsten und Vornehmsten zur Nachahmung vorleuchten und überdem stand sein Reichthum der Gesellschaft so vortrefflich an! Nein, ihn konnte man sich nicht entreißen lassen und somit ward der frühere Fürst von Loyola einfach auf obigen Paragraphen hingewiesen, was ihn auch sofort veranlaßte, den Cardinalshut auszuschlagen.

Iassung einmal freiwillig beliebt werden, so stehen die Ueberlassenen dennoch stets unter der Gewalt ihrer Oberen und können jeden Augenblick vom General abberufen werden.“ — Also selbst die Gewalt der vornehmsten kirchlichen Würdeträger war eine geringere als die des Jesuiten-Generals!

5) „Der General oder Diejenigen, welche er dazu Befehligen wird, sollen Gewalt haben, alle Mitglieder des Ordens, so wie auch alle die, welche die Absicht aussprechen, als Novizen in den Orden zu treten oder demselben als Laienbrüder zu dienen, von allen und jeden Sünden, die sie entweder vor oder nach ihrem Eintritt in den Orden begangen, von allen und jeden kirchlichen oder weltlichen Censuren und Strafen, ja selbst von der ausgesprochenen Excommunication zu entbinden, jene wenigen Fälle allein ausgenommen, welche in der Bulle des Papstes Sixt IV. dem römischen Stuhle vorbehalten worden sind; würde jedoch ein bisheriges Nichtmitglied, das auf diese Weise Lossprechung und Dispensation erhielt, nicht daraufhin alsobald in den Orden eintreten, so soll der Ablass und Dispens keine Kraft haben.“ — Das war ein ganz unerhörtes Privilegium, denn selbst die größten Verbrecher gingen straflos aus, so bald sie dem Jesuitenorden beitraten; daß aber von diesem Privilegium vielfach Gebrauch gemacht wurde, kann man sich denken!

6) „Kein Gesellschaftsmitglied soll jemand Anderem als dem General oder denjenigen, welche der General dazu ernannt hat, insbesondere aber nie einem nicht zum Orden gehörigen Priester oder Mönche, seine Sünden beichten. Eben so wenig darf Einer, der einmal in den Orden getreten ist, sei er nun bloßer Novize oder Coadjutor oder Professe, ohne die ausdrückliche Genehmigung des Generals den Orden wieder verlassen oder gar in einen andern übertreten, den der Karthäuser allein ausgenommen. Sollte aber irgendwer es wagen, dieses Gebot zu übertreten, so hat der General Gewalt, derlei Ausreißer entweder in Person oder durch Bevollmächtigte als Apostaten zu verfolgen, sie zu excommuniciren, zu ergreifen und einzukerkern, in welcher Beziehung ihn, wenn es nöthig

wäre, die weltlichen Behörden und Gewalten zu unterstützen haben.“ — Durch dieses Gebot sollte verhindert werden, daß die Geheimnisse der Gesellschaft Jesu je verrathen werden könnten, und es zeigte sich auch sehr wirksam. Nebenbei bemerke ich noch, daß von der Erlaubniß, in den Karthäuserorden zu treten, so viel bekannt, kein Jesuite je Gebrauch machte, indem letzterer Orden wegen seiner übermäßigen Strenge — wer kennt nicht das Gebot ewiger Schweigsamkeit? — allgemein verächtigt war, und ohne Zweifel gestattete Loyola nur aus diesem Grunde mit den Karthäusern eine Ausnahme.

7) „Die sämtlichen Gesellschaftsmitglieder, so wie auch die Güter, Einkünfte und Besitzthümer des Ordens sind von der Gerichtsbarkeit, Aufsicht und Gewalt der Bischöfe und Erzbischöfe befreit und werden in den besondern Schutz des päpstlichen Stuhles genommen.“ — Die Jesuiten durften sich also so zu sagen Alles erlauben und kein Kirchenprälat durfte es wagen, ihnen deßhalb auch nur ein unschönes Wort zu sagen!

8) „Die zu Priestern geweihten Mitglieder des Ordens, also alle Professoren, dürfen überall, wo sie sich aufhalten, ihre eigenen Bethäuser haben oder auch in einem andern anständigen Lokale einen Altar errichten, und allda dürfen sie selbst zur Zeit eines päpstlichen Interdikts bei verschlossenen Thüren und nach Entfernung aller Excommunicirten und Ketzer die Messe lesen und die heiligen Sakramente austheilen. Auch sollen an allen Plätzen, die mit dem Interdikte oder der Excommunication belegt sind, die Jungen und Knechte, welche von den Jesuiten in Geschäften gebraucht werden, so wie auch ihre Prokuratoren, Arbeiter und Angestellten aus dem Laienstand, von der Excommunication und dem Interdikte ausgeschlossen sein.“

9) „Kein Bischof oder Prälat soll die Macht haben, ein Mitglied des Ordens, oder auch einen Laien wegen seiner Freundschaft zu der Gesellschaft, mit der Excommunication oder andern kirchlichen Strafen zu belegen, und wenn sich solches je einmal ein Prälat herausnehmen würde, so soll es kraftlos und ungültig sein.“

10) „Allen Christgläubigen steht es vollkommen frei, dem Gottesdienst und den Predigten der Mitglieder der Gesellschaft Jesu bei-

zunehmen und die Sacramente nebst Beichte und Absolution von ihnen zu empfangen, ohne daß die ordentlichen Pfarrer etwas dagegen einwenden dürfen."

11) „Jeder Bischof oder Erzbischof ist gehalten, die ihm vorgestellten Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die noch nicht Priester sind, zu solchen zu weihen, ohne irgend eine Verbindlichkeit oder ein Versprechen dafür zu fordern."

12) „Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu haben das Recht, sich mit der Erlaubniß ihres Generals in den Ländern und Städten der Excommunicirten und Schismatiker, so wie der Ketzer und Ungläubigen aufzuhalten, und dürfen sogar mit denselben Umgang pflegen."

13) „Sie sollen nicht gehalten sein, sich zu Visitationen der Klöster oder zu Inquisitions- und andern kirchlichen Berrichtungen brauchen zu lassen, und auch von der Aufsicht und Gewissensleitung der Nonnen sind sie, wenn sie es verlangen, zu dispensiren."

14) „Sie sollen nicht verpflichtet sein, von ihren oder vielmehr von ihrer Collegien Gütern und Besizungen, welchen Namen sie auch haben mögen, den Zehnten, selbst den päpstlichen nicht ausgenommen, oder überhaupt irgend eine Gebühr und Abgabe zu entrichten."

15) „Die Schenkung aller Häuser, Kirchen und Collegien, so ihnen von Fürsten, Grafen u. s. w. u. s. w. erbauet, gestiftet oder erbshaftlich überlassen werden, soll von dem Augenblick der Uebergabe an, als vom Papste bestätigt, erachtet sein, ohne daß eine besondere Bestätigungsurkunde auszufertigen nöthig wäre."

16) „Alle ihre Kirchen und Begräbnißplätze sind von den Diözesanbischöfen sofort ohne irgend eine Weigerung zu weihen; sollte aber ein solcher Bischof über vier Monate damit zögern, so kann man diese Handlung durch den nächsten besten andern Prälaten verrichten lassen. Zugleich wird allen Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und Ordinariaten, so wie überhaupt allen geistlichen und weltlichen Gewalten aufs ernstlichste verboten, die Gesellschaft Jesu in der Erbauung und Besizung solcher Gebäude und Besizthümer zu hindern und zu stören."

17) „Der General und mit seiner Bewilligung

die Provinziale nebst ihren Vikarien haben das Recht, Alle und Jede, und wenn sie gleich im Ehebruch und in der Blutschande erzeugt worden wäre, so wie auch Alle und Jede, die mit irgend einem Verbrechen behaftet sind, nur allein vorsätzliche Mörder, Bigamos (zu deutsch: in Doppellehe Lebende) und am Leibe Verstümmelte ausgenommen — in den Orden aufzunehmen, sie zu Priestern zu weihen und zu allen Verrichtungen und Diensten der Gesellschaft zu gebrauchen."

18) „Wer im Jahre einmal eine gewisse vom General bestimmte Kirche oder einen andern heiligen, der Gesellschaft angehörigen Ort an einem gewissen ebenfalls vom General zu bestimmenden Tage andächtig besucht, hat sich eines vollkommenen Erlasses aller seiner Sünden, gerade wie zur Zeit eines Jubiläums in Rom, zu erfreuen; wer dieß aber an einem andern Tage thut, der erhält Ablass auf sieben Jahre und sieben Quadragenen, d. i. siebenmal vierzig Buß-Tage."

19) „Der General ist ermächtigt, diejenigen aus der Gesellschaft, welche er dazu für tauglich erachtet, an jede beliebige Universität zu senden, um in der Theologie und andern Wissenschaften Vorlesungen zu halten, ohne sich vorher die Erlaubniß hiezu von irgend Wem geben lassen zu müssen." — Das war ein mehr als unerhörter Eingriff in die Rechte der Universitäten und die Jesuiten wurden darüber auch in die bittersten Kämpfe verwickelt!

20) „Diejenigen, welche sich als Missionäre in den Ländern der Ungläubigen aufhalten, haben das Recht auch von solchen Sünden und Verbrechen loszusprechen, die sich der päpstliche Stuhl in der Nachtmahlbulle („In Coena Domini" — so heißt sie, weil sie mit diesen Worten beginnt) vorbehalten hat, und überdem steht es ihnen zu, alle bischöflichen Verrichtungen daselbst so lange vorzunehmen, bis der Pabst einen wirklichen Bischof eingesetzt hat."

21) „Der General ist ermächtigt, so viele Coadjutoren in den

Orden aufzunehmen, als ihm gut deucht. Auch kann er die Erlaubniß dazu geben, daß die Ablegung des vierten Gelübdes, also die Aufnahme unter die Professoren, außerhalb Rom vorgenommen werde."

22) „Schließlich wird allen geistlichen und weltlichen Gewalten, welchen Namen sie auch haben mögen, anbefohlen, sich wohl in Acht zu nehmen, daß sie die Gesellschaft Jesu in Ausübung obiger Privilegien und Freiheiten nicht hindern, belästigen und stören, und zwar bei der Strafe des großen Bannes, so wie im Falle der Noth mit Zuziehung weltlicher Execution."

Das ist der große Freiheitsbrief der Jesuiten, ihre Magna Charta, wie ich ihn oben nannte, und mit ihm versehen war es kein Wunder, daß sie bald eine ungeheuere Macht erlangten. Die ganze Welt lag ja offen vor ihnen und all' ihrem Thun und Treiben, selbst dem gewaltthätigsten und ungerechtesten, durfte auf Befehl des obersten Beherrschers der Kirche keinerlei Zügel angelegt werden!

Pabst Paul III., der große Begünstiger der Gesellschaft Jesu, starb noch in demselben Jahre, da er die Magna Charta-Bulle verkündigte, allein sein Nachfolger Julius III., der frühere Cardinal Johann Maria del Monte, welcher auf dem Concil zu Trident als päpstlicher Legat functionirt und daselbst den Nutzen der Jesuiten gar wohl kennen gelernt hatte, trat in seine Fußstapfen und bestätigte dem Orden sofort alle seine bisherigen Gerechtsame. Auch genehmigte er die Errichtung eines neuen großen Collegiums zu Rom, so wie eines neuen Professhauses, zu welchen beiden Gebäuden der frühere Herzog von Gandia, der jetzige Pater Borgia, zehntausend Ducaten hergab, und edirte sogar, obwohl erst nach langem Andrängen des Loyola, am 22. October 1552 eine Bulle, in welcher die Rechte der Jesuiten noch vermehrt wurden. Worin bestand aber diese Vermehrung? In nichts anderem als der weittragenden Verordnung, „daß die in den Jesuiten-Collegien Studirenden, wenn die Rectoren der Universität, an welcher sich das Colleg befand, sich weigern sollten, sie zu Doctoren der Philosophie und Theologie zu promoviren, von dem General und in dessen Vollmacht von einem



jeden Provincial oder Collegien-Rektor, mit Zuziehung dreier Doctoren, promovirt werden könnten und daß die auf solche Art Graduirten ganz dieselben Rechte, Würden, Vorzüge und Freiheiten haben sollten, wie die auf der Universität selbst Promovirten. Dinehin aber, so hieß es ferner in der Bulle, gehöre dieses Vorrecht denjenigen Collegien, welche sich an Orten befinden, wo keine Universitäten seien, und man habe also, um den höchsten Grad der Auszeichnung in den philosophischen und theologischen Wissenschaften zu bekommen, durchaus nicht nöthig, eine Universität zu beziehen, sondern könne dieß alles eben so gut auf einem Jesuitencollegium besorgen." Das war also eine fast gänzliche Gleichstellung der Jesuitencollegien und ihrer Rectoren mit den Universitäten und den Universitätsrectoren, und doch docirten auf den Hochschulen nur „universell gebildete Lehrer“, während an den Jesuitencollegien, wie sich von selbst versteht, die sämtlichen Lehrstühle nur von solchen besetzt waren, die selbst wieder ganz allein auf Jesuitencollegien ihre Ausbildung und geistige Richtung erhalten hatten! Die Letzteren konnten also unmöglich auch nur annähernd das leisten, was die Ersteren boten, und dieß wußte Julius III. natürlich nur zu gut; allein was ist den Päbsten je an der Wissenschaft gelegen gewesen? Die Hauptsache war, daß die Jesuiten ihren großen Zweck: „den Jugendunterricht in den katholischen Staaten wo möglich allein in die Hände zu bekommen,“ erreichten und diesem Zwecke kamen sie, wie man sich wohl denken kann, durch jene Bulle um ein Gutes näher.

Die sämtlichen Unterrichtsanstalten der Jesuiten nehmlich, also die Collegien, in welchen Philosophie und Theologie (Studia superiora), und die Seminarien und Convicte, in welchen lateinische Grammatik und Rhetorik als Vorbereitungswissenschaften (Studia inferiora) docirt wurden, vermehrten sich nunmehr in ungemein rascher Weise, indem jeder eifrige Katholik sich beeilte, durch einen milden Beitrag zu ihrer Errichtung sich den Himmel zu erwerben, und es gab bald kein Land oder vielmehr keine Provinz in der

katholischen Welt mehr, wo sich nicht einige Mitglieder der Gesellschaft Jesu als Lehrer eingenistet gehabt hätten; welche Tendenz aber diese Anstalten befolgten, das sieht man am deutlichsten aus dem Collegium Germanicum, d. i. aus dem deutschen Colleg, welches Loyola selbst gleich nach dem Regierungsantritt des Papstes Julius III. in der Stadt Rom gründete. „Ein eigentümlicher Namen,“ wird der Leser sagen; „ein deutsches Collegium in der Hauptstadt Welschlands — was soll denn das bedeuten?“ Nun, wir werden es sogleich sehen! Schon vor der Gründung des Jesuitenordens fehlte es in Rom nicht an Unterrichtsanstalten, oder vielmehr ihre Anzahl war förmlich Legion. Dieß hielt aber, wie wir schon weiter oben berichtet haben, die Gesellschaft Jesu nicht ab, ebenfalls ein Collegium zu errichten, und zwar ein wirklich prachtvolles, sowohl was die innere Einrichtung, als das äußere Ansehen betrifft. Man nannte es „Collegium romanum“, und es wirkten in ihm die besten Lehrkräfte, die Loyola ausfinden konnte; der Räumlichkeiten aber bot es so viele, daß es jeglicher Anforderung genügen konnte. Und trotz allem dem ein neues Colleg? Gewiß und zwar aus sehr triftigen Gründen. Das Collegium romanum war zunächst für Römer, im weiteren Sinne für Italiener überhaupt errichtet, und da man sich in ihm nur der italienischen Sprache bediente, so konnte natürlich Niemand eintreten, der sich dieser Sprache nicht vollkommen mächtig fühlte. Nun nahm aber in Deutschland die Kezerei mehr und mehr überhand, und mit jedem Tage verlor die römische Kirche daselbst von ihrem Grund und Boden. Es mußten also Sendboten nach Deutschland geschickt werden, welche die Kezerei bekämpften, und zwar selbstverständlich Sendboten, welche mit den Deutschen deutsch zu reden vermochten. Woher sollte aber Loyola diese nehmen? Bei weitem die meisten seiner bisherigen Schüler und Anhänger gehörten den spanisch-, italienisch- und französisch-redenden Nationalitäten an, und „deutsch“ verstanden nur sehr wenige, kaum der Eine oder der Andere. Also gerade das Land, das die Anwesenheit der Jesuiten am nöthigsten hatte, das Land, in welchem der weiteste Wirkungskreis vorlag und welches, wenn man nicht so schnell als möglich dazu that, dem römischen Stuhle ganz verloren gehen mußte, — dieses Land konnte

Loyola kaum nothdürftig beschicken, weil es ihm an den nöthigen Kräften fehlte! Hier mußte um jeden Preis geholfen werden und es ward geholfen — durch das Collegium germanicum. Loyola gab nämlich denjenigen Mitgliedern der Societät, welche in Deutschland wirkten, also dem Bobabilla, Lejay u. s. w., den Befehl, ihm von den Jünglingen, die zum Jesuitenorden treten wollten, ein paar Duzend der Fähigsten und Eifrigsten nach Rom zu senden, und zu gleicher Zeit brachte er die zwei reichen Cardinäle Morano und San-Cruce dazu, daß sie ihm ein geräumiges Haus zur Verfügung stellten, die Jünglinge darinnen unterzubringen. Dann stellte er Lehrer an, welche denselben das Italienische beibringen mußten; so wie aber die Herren Studiosi so weit waren, so gieng an die Theologie, und wie sich von selbst versteht, vor allem an die Theologia polemica nebst der Disputirkunst. Das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, lag also nunmehr klar zu Tage: „das Collegium germanicum sollte eine Pflanzschule werden für solche, welchen es für die Zukunft oblag, sich an die Spitze der in Deutschland für den römischen Glauben Streitenden zu stellen.“ Mit andern Worten: „die Zöglinge des Collegs sollten, wenn sie gehörig herangebildet waren, in ihr Vaterland zurückkehren, um dort als Deutschredende das große Wort in den Religionswirren zu führen und das unumschränkte Ansehen des Papstes und seiner Sache wieder herzustellen.“ Das war der Zweck Loyola's und diesen Zweck erreichte er auch vollkommen; Papst Julius III. aber wies, so wie er sich über Loyola's Endziel vergewissert hatte, dem neuen Colleg große Einkommenstheile an, und letzteres gedieh dadurch so schnell, daß es gleich im ersten Jahre vierundzwanzig deutsche Zöglinge aufnehmen konnte.

Von der Thronbesteigung des Johann Peter Caraffa, Cardinals von Theate, der als Papst den Namen Paul's IV. annahm, hoffte Loyola nichts besonders Gutes für seinen Orden, denn er setzte voraus, daß derselbe den Theatinerorden vor allen übrigen begünstigen würde; allein diese Befürchtung erwies sich doch so ziem-

lich grundlos, wenigstens so lange Ignatius lebte \*), indem Paul IV. viel zu klug war, ein Institut zu schädigen, das dem römischen Stuhl so viel Nutzen brachte. Im Uebrigen war der Orden auch bereits so fest gegliedert, daß man ihm nur schwer beikommen konnte, und wenn es der Pabst gewagt hätte, so würde ihm die Gesellschaft Jesu ohne Zweifel einen so kräftigen Widerstand entgegengesetzt haben, daß er bald wieder eingelenkt wäre. Mit fast unumschränkter Gewalt beherrschte der General von seinem Sitze in Rom aus seine sämtlichen Unterthanen, die darauf abgerichtet waren, in ihm den sichtbaren Heiland zu ehren, und alle setzten ihr einziges Verdienst darein, als willenlose Puppen von ihm geleitet zu werden. „Er“ — so schreibt ein in der Geschichte der Jesuiten wohlbewandter und denselben keineswegs feindseliger berühmter Autor — „Er setzte alle höheren Beamte ein und ab; er verfügte über den Rang und die Wirksamkeit der Ordensangehörigen, welche sein Wille aufnehmen und entlassen durfte; er ordnete an, was ihm für die Wohlfahrt, Zucht und Besserung der Gesellschaft als nothwendig oder nützlich erschien; er handhabte die vom heiligen Stuhl erhaltenen Privilegien, Rechtssame und Grundsatzungen oder Constitutionen, welche er ohne weitere Rechenschaft schärfen, mindern, widerrufen konnte; er berief und leitete die Generalconvente; er entschied mit einem Worte über alle Hauptsachen des Vereins.“ Dieser letztere besaß dagegen, etwaigen Mißbräuchen der patriarchalischen Gewaltfülle zu steuern, in den vier Besitzern oder Assistenten \*\*), die vom großen Wahlcollegium ernannt wurden, eine Art von Anwälten oder Ministern, welche den General in allen schwierigen

---

\*) Kurz nach seinem Tode, im Jahre 1558, nahm Paul IV. allerdings einen Anlauf, den Jesuiten etwas zu nahe zu treten, indem er verlangte, daß sie alle die Andachtsübungen (Chorsingen u. s. w.), welche den übrigen Geistlichen und Priestern oblagen, ebenfalls zu verrichten hätten, während sie bisher, damit sie ihren sonstigen vielen Geschäften nachkommen könnten, davon dispensirt gewesen waren; allein er stand bald wieder von diesem Verlangen ab und die Söhne Lohola's fuhren nach wie vor fort, ihre Zeit keineswegs mit müßigem Hinbrüten bei Gebet und Gesang zu verlieren. Ein solches Mönchsleben hätte wahrhaftig auch zu ihren Zwecken und Zielen gar wenig gepast!

\*\*\*) Die vier ersten Jesuiten, welche das Assistentenamnt verwalteten, waren: Hieronymus Nadal, Johannes de Polanco, Gonzalez de Camara und Christofal von Madrid.

Angelegenheiten durch Rath und That zu unterstützen und das Recht hatten, ihn auf diese oder jene Mißgriffe aufmerksam zu machen. Ja, sogar bis zu Vorstellungen und Warnungen durften sie sich versteigen, doch geschah letzteres durch den Mund des sogenannten *Admonitor* oder geistlichen Gewissensraths, den sich jeder General wählte. Als erste Beamte des Ordens fungirten die *Provinciale* oder „Kreisvorstände“, wie man sie auch nennen könnte, denn die ganze katholische Welt wurde vom General in verschiedene kleinere oder größere Kreise — Provinzen — abgetheilt und über jeden derselben setzte er einen Statthalter. Jedem Provinzial waren wieder vier Assistenten und ein *Admonitor* beigegeben, und er regierte im Kleinen, wie der General in Rom im Großen; nur mußte er in allen wichtigeren Angelegenheiten vorher anfragen und war selbst für die geringsten Handlungen verantwortlich. Er hatte das Vorschlagsrecht der sogenannten „*Praepositi studiorum*“, d. i. der Aufsichts- und Wirthschaftsbeamten in den Collegien, und ihm lag es ob, den Stand des ganzen Bezirks, die Häuser, Personen, Einkünfte u. s. w. wenigstens einmal jährlich sorgfältig zu untersuchen. Er überwachte in den Collegien und sonstigen Unterrichtsanstalten den Fleiß der Lehrer und Schüler, so wie den Gang des Unterrichts und der Zucht, und blieb das ganze Jahr, wosern ihn nicht der General anders wohin versandte, unausgesezt auf seinem Posten. Unmittelbar unter ihm standen die *Superioren*, d. i. die Vorsteher der Professhäuser, in welchen die auf alle vier Gelübde beeidigten Brüder wohnten, und ihres Amtes war es, deren Zucht, Andacht und Geschäfte zu überwachen. Die ebenfalls unter ihm stehenden *Rectoren* dagegen, d. i. die Vorsteher der Collegien waren verpflichtet, die einzelnen Lehrer wie auch die Schüler zu überwachen und wöchentlich einmal eine Hauptprüfung abzuhalten. Kurz, alles war wohlgeordnet bis auf den geringsten Bediensteten herab, und es gab keinen Staat in der Welt, der eine regelmäßigere oder gar einheitlichere Regierung aufweisen konnte. Was aber der Sache erst das Siegel ausdrückte, das war der immerwährende *Briefwechsel*, welcher alle Kreise und Provinzen, alle niederen und höheren Beamte theils unter sich, theils mit dem General verknüpfte. Wöchentlich einmal statteten die *Rectoren* wie die *Superioren* dem Provinzial Bericht ab und dieser erwiederte jeden Monat

darauf; dem General selbst aber schrieben sämmtliche Provinziale in Europa monatlich einmal und die Rectoren und Superioren alle drei Monate. Damit begnügte man sich jedoch nicht, sondern es hatten auch die Assistenten der Rectoren und Superioren dem Provinzial alle vierzehn Tage, so wie dem General alle Monate Bericht zu erstatten, und eben so lag es den Assistenten der Provinziale ob, dem General jährlich zweimal über ihren jeweiligen Provinzial versiegelte Briefe zuzufenden. Kurz, es war ein förmliches gegenseitiges Ueberwachungssystem, oder, wenn man so lieber will, eine gesetzliche, bis in's kleinste Detail gehende Spionirerei, sowohl von oben nach unten, als von unten nach oben, und eben hiedurch wurde es keinem Mitgliede möglich gemacht, über die ihm vorgesteckte Grenzlinie des Gehorsams hinauszugehen. Der General wußte ja von einem Jeden, was er that und dachte, indem in seinem Kabinete zu Rom alle Drähte der ganzen Maschinerie zusammenliefen, und so war es ihm eine Kleinigkeit, den Einzelnen wie das Ganze am Gängelbände der blinden Unterthänigkeit zu führen!

So weit brachte es Ignatius von Loyola, der einstige in nichts als Weltlust und Eitelkeit versunkene Krieger; nachdem er es aber so weit gebracht, trat die Zeit an ihn heran, wo er der Natur den ihr gebührenden Tribut bezahlen sollte. Die früher so übermäßige Züchtigung seines Leibes, die vielen Sorgen und Verdrießlichkeiten, mit denen er der Emporbringung seines Ordens halber zu kämpfen hatte, endlich die furchtbaren Aufregungen, mit denen ein so riesiges Amt, wie das eines Jesuitengenerals, verbunden war, entkräftigten nach und nach seine von Haus aus sehr starke Persönlichkeit, und er sah sich daher genöthigt, zu Anfang des Jahres 1556 einen großen Theil seiner Geschäfte dem Pater Hieronymus Natalis, den die damals in Rom anwesenden Professoren zu seinem Vicar erwählten, zu überlassen. Er selbst zog sich sofort auf ein Landhaus bei Rom, das ihm ein reicher Gönner Namens Ludwig Mendoza schenkte \*), zurück, um allda seiner Gesundheit zu pflegen; allein die

\*) Dasselbe lag ganz nahe bei den schönen Ruinen der Villa des Mäcen, und war nicht nur prachtvoll eingerichtet, sondern auch von einem herrlichen

Schwäche nahm gegen den Sommer hin so zu, daß er sich schnellstens wieder nach Rom zurückbringen ließ, denn er wollte im Profeßhaus mitten unter den Seinigen sterben. Dort Ende Juli angekommen, dictirte er seinem Secretär, dem Pater Giovanni Polenco, seinen letzten Willen, nahm dann von der Welt und seinen Gefährten Abschied, und ging am Freitag den 31. Juli, eine Stunde nach Aufgang der Sonne, in seinem fünfundsiebzehnten Jahre, also fünfunddreißig Jahre nach seiner Verwundung und Bekehrung, zur ewigen Ruhe ein, trotzdem sein Leibarzt, der berühmte Doctor Alexander Petronius, nur wenige Stunden zuvor seinen Zustand für nicht besonders gefährlich bezeichnet hatte.

Nur vier seiner ersten Gefährten waren bei seinem Tode anwesend: Rodriguez, Salmeron, Lainez und Bobadilla; die übrigen hielt ihr Beruf in entlegenen Landen ferne, oder hatte sie, wie den Lejay und Lefèvre, der Tod schon zuvor ereilt. Aber aus den ursprünglichen neun Genossen sind es schon deren Tausende geworden, und bereits in zwölf Provinzen: in Italien, Portugal, Sicilien, Oberdeutschland, Niederdeutschland, Frankreich, Arragonien, Castilien, Andalusien, Indien, Aethiopien und Brasilien hat sich der Orden häuslich niedergelassen \*). Unglaubliches war von Loyola in verhältnißmäßig überaus kurzer Zeit geschaffen worden, freilich nicht sowohl durch seinen Verstand und seine Klugheit — in dieser Richtung zeichnete er sich, wie der Leser aus der ganzen Darstellung längst ersehen haben wird, nicht besonders oder wenigstens nicht übermäßig aus; allein Lainez ersetzte, was ihm hierin abging, mehr als doppelt oder dreifach, und das Genie eines Salmeron und Lefèvre war auch nicht zu verachten —, als vielmehr durch seine Begeisterung, seine Energie, seine Beharrlichkeit, seinen Ehrgeiz, seinen eisernen Willen, seinen glühenden Eifer und schließlich durch jene heldenmäßige, soldatische Kühnheit, welche dem von ihm gestifteten Orden einen ganz eigenen Geist einhauchte. Doch — ob er deswegen ein wirklich großer Mann

---

Parc umgeben. Somit scheint es der gute Ignaz am Ende seines Lebens mit dem Gelübde der Armuth nicht mehr so gar streng genommen zu haben.

\*) Das Nähere hierüber steht im nächsten Buche zu lesen und auf dieses verweise ich daher den Wissbegierigen.

gewesen, ob er es verdiente, mit den außerordentlichsten aller Genies, welche die Welt hervorbrachte, in Parallele gestellt zu werden, wie die Jesuiten thaten, darüber überlasse ich das Urtheil dem Leser selbst \*). Ich für meine Person begnüge mich, das zu referiren, was mit Ignatius nach seinem Tode vorging, denn ich setze voraus,

\*) Wie gränzenlos hoch die Jesuiten ihren Stifter stellten, dafür liegt der Beweis in der Grabchrift, welche die niederländischen Mitglieder der Gesellschaft ihm auf sein ihm anno 1640 errichtetes Denkmal schrieben und der Curiosität halber, setze ich sie in der Urschrift hierher:

Cujus animus  
Vastissimo coerceri non potuit unius orbis ambitu,  
Ejus Corpus  
Humili hoc augustoque tumulo continetur.  
Qui magnum aut *Pompejum*, aut *Caesarem*, aut *Alexandrum* cogitas,  
Aperi oculos veritati,  
Majorem his omnibus leges

**Ignatium.**

Non coerceri maximo, contineri tamen a minimo, divinum est.

**Ignatio**

Virtute maximo, submissione minimo  
Totius orbis locus angustus est.  
Hinc animum gerens mundo majorem  
Plus ultra unius orbis et aevi terminos saepe quaesivit,  
Quo opera suae pietatis extenderet;  
Inde de se cogitationem habens minimo minorem,  
Minus citra communis sepulcri latebras semper optavit,  
Quo inhumati corporis pondus abjiceret.  
Coelum animo, Roma corpori  
Illi ad majorem Dei gloriam summa spectanti  
Aliquid summo majus attribuit:  
Huic ad majorem sui objectionem ima spectanti,  
Modum posuit mediumque virtutis.  
Anno M.CD.XCI. in arce **Lojolae** loco apud *Cantabros* illustri  
Mortalium plane bono et juvantibus hominibus vere natus,  
Suae primum gloriae cupidus, in aula et campo Catholici regis,  
Naturae dedit, quod dein divinae tantum gloriae studiosus,  
Sanctioribus in castris, saluti et gratiae consecraret.  
Cum hostes adversus innumeros unus prope *Pompejopolim* tueretur,  
Idem Sauli instar et Pauli, vi, non virtute, victus  
Ita cecidit, ut optandus fuisse casus, non fugiendus,  
Etiam **Ignatio**, videretur: arcem perdidit; servavit ecclesiam.



daß der Leser nicht geringes Interesse haben dürfte, auch dieses zu erfahren, da es nicht allzuviele Menschen gibt, die auch „nach dem Gestorbensein“ noch eine Geschichte haben.

Ex eo non jam suus,  
Sed ejus, qui stantem tormento perculit,  
Ut prodigio fulciret abjectum,  
Sacramentum, quod mundo dixerat, Christo dedit.  
Per militiae sanctioris asperrima rudimenta,  
er insidias daemonum, per oppugnationes hominum,  
Per conjurata in unum omnia  
Factus Dux e milite, ex tirone veteranus,  
Jesu nomine, non suo,  
Legionem in ecclesia Dei fortissimam conscripsit,  
Quae vitam pro divini cultus incremento paciscens  
In Romani Pontificis verba juraret.  
Hic ille est, in quo ostendit Deus,  
Quantum ei curae sit ecclesiae securitas,  
In quo miserantis Dei bonitatem atque potentiam  
Ecclesia catholica veneratur.  
Quem prostratum tamquam Paulum erexit Deus,  
Ut nomen suum coram gentibus populisque portaret:  
Quem praelegit Dominus, ut eorum Dux foret,  
Qui sui in terris Vicarii auctoritatem defenderent,  
Et Rebelles haereticos ad unitatem fidei revocarent.  
Quem suo *Jesu* commendavit Pater aeternus;  
Cui ipse *Jesus* se propitium fore promisit,  
Quem spiritus sanctus omnium virtutum genere decoravit:  
Quem praesens toties et propitia virgo Mater dilexit ut filium,  
Erudivit ut alumnum, defendit ut clientem.  
Qui Dei amans, non coeli, osor mundi, non hominum,  
Paratus pro his excludi gloria, pro illo damnari poena;  
Mortalis apud homines vitae non prodigus, sed contemtor;  
Vitalis apud inferos mortis non metuens, sed securus,  
Profuit vivis mortuis, quos revocavit ad vitam;  
Mortuus vivis, quos servavit a morte;  
Utrisque se partem exhibens;  
Dignus haberi potuit *Jesu* nomine,  
Qui praeter Dei gloriam et salutem hominum nil quaesivit.  
Anno M.D.LVI. prid. Kalendas Augustas  
Nutu summi Imperatoris jussus a statione decedere,  
Curam mortalium quam vivus habuerat,  
Etiam mortuus non amisit.

Ignaz hatte bei Lebzeiten oft und viel verlangt, daß man denselben seinen Leichnam auf einen Schindanger werfen sollte, um von den Raubvögeln und wilden Thieren zerrissen zu werden, „denn derselbe sei ja doch nicht mehr, als ein wenig Roth und ein abschaulicher Misthaufen“; allein hierin gehorchten ihm seine Genossen nicht. Sie beerdigten ihn vielmehr am Samstag den 1. August mit großem Pompe in der ihnen angehörigen Kirche Maria da Strada und da blieb der Sarg bis zum Jahre 1587, wo er auf Befehl des Generals Aquaviva am 19. November mit einem noch viel größeren Pompe in die von dem Cardinal Alexander Farnese neu erbaute prächtige Jesuskirche gebracht wurde. Weil nun aber bei dieser Leichenüberfiedelung verschiedene Wunder geschehen und auch nachher eine Menge von Kranken geheilt worden sein sollen, die seinen Namen anriefen, so sprach Paul V. den Verstorbenen anno 1609 selig und dreizehn Jahre später, anno 1622,

---

Coelo transcriptus, sed propensus in terras;  
Animarum avidus, etiam cum Deo plenus;  
Ecclesiae triumphantis socius, pro militante sollicitus,  
Quod unum potuit  
Corpus suum pignus animi fideique depositum hic reliquit;  
Cui ne quid deesset ad gloriam,  
Non semel angelicos inter cantus submissa de Coelo lumina micuerunt.  
Age, quisquis haec leges,  
Beatos immortalis viri et patris communis omnium cineres venerare,  
Hos tu, cum videris, religiose cole,  
Cum habueris, pie complectere;  
Et latere sub his, etiam nunc, suam ignem,  
Hoc est, servientem humanae vitae et saluti  
**Ignatium** deprehendes.  
Virum annis quinque et sexaginta inter mortales,  
Octoginta quatuor inter immortales.  
A Gregorio XV. Catholicis aris solenniter additus anno hujus Saec. XXII.  
A Deo perenni gloria coelitum ultra omne saeculum feliciter cumulandus.  
Hoc sui animi et venerationis perpetuae monumentum  
Non structum auro vel marmore;  
Sed tenaci grataque memoria consecratum  
Optimo Maximoque, post Deum, Patri  
Minima *Jesu* Societas  
M.D.C.XL. Anno suo Saeculari primo posuit, dedicavit.

wurde er von Gregor XV. gar unter die Heiligen versetzt. Seit dieser Zeit hat man ihm eine Menge von Altären gewidmet, im Ganzen über zweitausend, und überdem erbaute man ihm nicht weniger als ein halbhundert Kirchen, von denen einige — besonders die vom Cardinal Ludovico Ludovisi in Rom neben dem Collegium romanum anno 1626 errichtete — wahre Prachtbauten sind; ein Gegenstand besonders großer Verehrung aber wurde der Altar der Kirche von Azeitia, vor welchem er getauft worden war, und noch mehr galt dieß von dem alten Schloß Loyola, welchem die Jesuiten, nachdem sie es von der Königin von Spanien, Maria Anna von Oesterreich, die es deswegen anno 1695 kaufte, zum Geschenk erhalten hatten, den Namen „S a n t a C a s a“, d. i. das „heilige Haus“ beilegten. Ja, mit diesem bereits schon mehr als tollten Cultus waren die Jesuiten noch nicht einmal zufrieden, sondern sie erklärten ihren heiligen Ignaz frischweg für gleich viel werth, als die Apostel, und setzten dann noch hinzu, daß derselbe im Himmel mit Niemanden Umgang pflege, als mit Päbsten wie der heilige Petrus, mit Kaiserinnen wie die Jungfrau Maria, und mit souverainen Monarchen wie Gott der Vater und sein Sohn Jesus Christus!

Solch' große Ehre widerfuhr dem Ignaz von Loyola nach seinem Tode, eine Ehre, die freilich von Vielen für die Ausgeburt von Wahnsinnigen angesehen werden wird!